

Kosovos Stern: Keshtjella Pepshi verzaubert die Schweiz

Nummer 11 – 12. März 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Globalisierung am Ende?

Lehren aus der Corona-Krise.
Von Christoph Blocher und Paul Collier

Zweikampf der Alphatiere

Warum der Streit zwischen Bundesanwalt Lauber und Aufseher Uster aus dem Ruder lief. *Von Katharina Fontana*

Don Juan Carlos: König der Demokratie

Was Europa dem spanischen Monarchen verdankt. *Von Wolfgang Koydl*

4 194407 006904



Aus Liebe zum Dorf, wo man in die Schule schwebt.

Kleine «Bähnli», die hoch über die Baumwipfel führen, gehören zu Wolfenschiessen NW wie der Volg. Und wie in Wolfenschiessen sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: volg.ch

Volg
frisch und fründlich

Roche-Chef Severin Schwan ist kürzlich Schweizer geworden, und nächstens könnte er mit seinem Unternehmen vor einer kniffligen Frage stehen. Die Diagnostik-Sparte von Roche liefert Sets zum Testen auf das Coronavirus, diese sind weltweit begehrt, und was passiert im Fall der Knappheit? Erhält das Decken der Schweizer Nachfrage dann Priorität gegenüber Lieferungen ins Ausland? Mit seiner Einbürgerung hat sich Schwan zu politischen Themen bestimmter geäußert als vorher. Wie sieht er das Land? **Seite 12**

Als die CVP Oberwallis 2015 ihren Fraktionschef im Walliser Grossrat, Beat Rieder, als Ständeratskandidaten ins Rennen schickte, dachten viele, das komme wohl nicht gut heraus, weil Rieder humorlos wirkt und tief verwurzelt ist



Im Wallis nennen sie ihn Putin: Ständerat Rieder.

in seiner Welt des Lötschentals. Eine Legislatur später ist der vermeintliche Hinterwäldler einer der einflussreichsten Ständeräte. Zurzeit gelingt ihm so gut wie alles. Bundeshausredaktor Hubert Mooser hat den Oberwalliser im Bundeshaus getroffen und ihn dabei auch gefragt, weshalb er eigentlich nie lache. Seine Antwort mit strengem Blick und todernter Miene: Wenn das Ambiente stimme, könne er auch lustig sein. **Seite 30**

Setzt das Coronavirus der Globalisierung ein Ende? Mit dieser Frage befasst sich Christoph Blocher, der wohl erfahrenste Politiker und global kundige Unternehmer der Schweiz. Die Konfiszierung von Schutzmaterial, das unser Land bestellt und bezahlt hat, durch deutsche Behörden zeige, wie rasch im Krisenfall Rechtsordnung und Eigentumsverhältnisse ausser Kraft gesetzt würden. Der «Weltstaat» wie der

EU-Staatenbund, in dem niemand die Verantwortung trage, versage. Darum hält es der Autor für wichtig, dass die Schweiz ihre Handlungsfähigkeit wahre – in der Energie- und Nahrungsmittellversorgung ebenso wie bei Sicherheit, Zuwanderung und Gesundheitsprävention. **Seite 16**

In den Schlagzeilen war Keshtjella Pepshi schon oft. Mal, weil sie zur Schönheitskönigin gewählt wurde, mal, weil sie für den Nationalrat kandidierte. Die *Weltwoche* besuchte die schweizerisch-kosovarische Doppel-



Heimisch in der CVP: Model Pepshi.

bürgerin und CVP-Politikerin in Heimberg im Berner Oberland, wo sie aufgewachsen ist und immer noch wohnt. Pepshi ist eine interessante Gesprächspartnerin mit ausgeprägtem Familiensinn, starkem Integrationswillen und einer grossen Leidenschaft: «Mein Ziel ist es, einen Grammy zu gewinnen», sagt die 32-Jährige. **Seite 36**

Die Tragödie «Hippolytos» des griechischen Dramatikers Euripides wurde 428 v. Chr. aufgeführt. Was hat uns ein so altes Stück heute noch zu sagen? Unendlich viel. Es handelt vom Mysterium der Liebe, jener beseligenden und zugleich zerstörerischen Macht, die unsere Herzen erfüllt. Jetzt ist eine neue Übersetzung der Tragödie von Kurt Steinmann erschienen. Der bedeutende Zürcher Schauspieler Robert Hunger-Bühler horchte den Text auf seine Sprechbarkeit ab und spricht der Übersetzung hohen Rang zu. Es ist einzigartig, dass ein Schauspieler sich öffentlich zur Qualität einer Übersetzung äussert. Und der Rezensent zeigt sich selber als Wortkünstler. **Seite 54**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebner, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga Huber

Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (*Leitung*)

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Rückkehrer: Unternehmer Ebner. Seite 40



Weltspitze: Seoul, Südkorea. Seite 48.



«Wir brauchen ein deutliches Umdenken in der Politik, das uns zu grösserer Belastbarkeit zurückführt.»

Oxford-Professor Collier: Seite 18

Titelgeschichte

- 16 **Coronavirus**
Globalisierung am Ende?
- 18 «Wendezeit» Starökonom
Paul Collier über die Zukunft

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 **Kommentare**
Chinesische Liaison
- 8 **Zürich** Unprofessionelle Polizei
- 8 **Tessin** Grenzen zu!
- 9 **Eilmeldung**
Des eigenen Glückes Silberschmidt
- 10 **Herodot**
Chinesische Zustände
- 11 **Porträt der Woche**
- 12 **Kopf der Woche**
Roche-Chef Severin Schwan
- 20 **Mörgeli** Knüppel aus dem Sack
- 20 **Bodenmann** Armee ohne
Schutzmasken, Schweiz ohne
Winterenergie
- 21 **Medien** Weitab vom Schuss
- 21 **Die Deutschen** Sicherheit

Inland

- 24 **Bundesanwalt Michael Lauber**
Zweikampf der Alphatiere
- 28 **Meuterei in der SVP**
Driftet die Partei nach links?
- 30 **CVP-Ständerat Beat Rieder**
Auf leisen Sohlen in die erste Reihe
- 32 **Nehmt das Auto** Virusschleuder ÖV
- 35 **Bundesrat**
Sommaruga im Immobilienfieber
- 36 **Keshtjella Pepshi**
Kosovos Stern
- 38 **Zuwanderung**
«Grenzen des Tragbaren»

Ausland

- 42 **Juan Carlos I.**
König der Demokratie
- 44 **Nie wieder 2015**
Berlin – Brüssel – Budapest
- 45 **Idole**
Wie krank ist Greta?
- 46 **Thilo Sarrazin**
Zweierlei Mass für
politische Moral
- 47 **Inside Washington**
Coron-A-ngst
- 48 **Südkorea**
Wunder am Han-Fluss
- 49 **Perfekter Sturm**
Streit um Woody-Allen-Biografie

Wirtschaft

- 19 **Talent zur Anpassungsfähigkeit**
Schweizer Krisenrezepte
- 33 **Unternehmen**
Virus-Gewinner
- 40 **Martin Ebner**
Stilles Comeback

Kultur & Gesellschaft

- 50 **Ikone der Woche**
«Aelggi Alp»
von Franz Gertsch
- 52 **Intellektuelle**
Feindbild Familie
- 54 **Antike**
Verstörte Liebe der Geschlechter
- 56 **John Williams**
Er war überzeugt,
einen Treffer gelandet zu haben
- 60 **Gewinner und Verlierer**
Sexbomben, Schwinger, alte Männer
- 61 **Leben heute**
Falsche Argumente
gegen das Autofahren

Interview

- 34 «Fitte Leute sind nicht in Gefahr»
Beda Stadler zum Coronavirus

Rubriken

- 7 **Im Auge**
Wendell Meredith Stanley, Visionär
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf 1** Alfred McCoy Tyner
- 15 **Nachruf 2** Hans-Peter Meng
- 22 **Darf man das?**
- 22 **Leserbriefe**
- 23 **Fragen Sie Dr. M.**
- 39 **Die Bibel** Heiliges Wachstum
- 57 **Jazz** Carla Bley, Andy Sheppard,
Steve Swallow
- 58 **Kino** «Narziss und Goldmund»
- 59 **Knorrs Liste**
- 59 **Körzis Hollywood**
Fluchtpunkt Malibu
- 62 **Thiel** Fussballfieber
- 62 **Namen** Unerschrockene Frauen
- 62 **Fast** verliebt Sich ehrlich zeigen
- 63 **Unten** durch Chorprobe
- 64 **Wein** Domaines Chevaliers:
Gamay Vieilles Vignes 2018
- 64 **Salz & Pfeffer** Auberge de la Croix
Blanche, Villarepos
- 65 **Auto** BMW 840d xDrive Gran Coupé
- 66 **Tamaras Welt**
Apokalypse

Schwuler Schwinger

Geschichte eines Annäherungsversuchs.

Von Roger Köppel

Grossartig, dass der Schwinger Curdin Orlik seine Homosexualität öffentlich gemacht hat. Ich respektiere das und sehe die seelischen Kämpfe, die einer solchen Entscheidung zugrunde liegen. Allerdings sind sexuelle Vorlieben Privatsache. Meine Bereitschaft, mich durch die Neigungen anderer behelligen zu lassen, kennt Grenzen. Spielt es überhaupt eine Rolle, ob einer Männer oder Frauen anziehender findet? Für die Medien freilich war es ein Fest, als ob die Menschheit eben den Mars besiedelt oder ein Medikament gegen Krebs oder Corona entwickelt hätte.

Völlig in die Hose allerdings ging der Versuch, die Orlik-Story zum gesellschaftspolitischen Befreiungsschlag in der Schwingerbranche hochzustemmen. Man machte ein riesiges Theater um die Tatsache, dass sich hier ein muskelbepackter Kraftsportler ausgerechnet in einer ureidgenössischen, also konservativen Männerdisziplin zu seinem Schwulsein bekannte. In der Sägemehlszene löste die Orlik-Meldung allerdings keinen Aufstand der Ressentiments, sondern neben Überraschung vor allem Wohlwollen und Verständnis aus.

Warum irritiert mich die Geschichte? Vielleicht deshalb, weil die Enthüllung etwas Forciertes hatte. Mit dem Bekenntnis von Orlik war die Forderung verbunden, dass wir nun alle kollektiv bekräftigen sollten, nichts gegen Schwule zu haben. Ich habe nichts gegen Schwule, und ich bin der Meinung, dass gleichgeschlechtliche Paare in den Vollgenuss aller Rechte wie in einer Ehe kommen sollen. Von mir aus ist es auch in Ordnung, wenn homosexuelle Paare Kinder adoptieren können. Ich habe zu viele dysfunktionale «Normal»-Familien, drogensüchtige oder alkoholranke Eltern gesehen. Da schneiden aus Kindersicht fast alle anderen Konstellationen besser ab.

Was mich aber stört, ist der Umstand, dass auch diese Coming-out-Story mit der unterschweligen Anklage verbunden war, die Schweizer und insbesondere die ländlichen Schweizer seien besonders schwulenfeindlich. Das ist Unsinn. Wenn die Schweiz in den letzten Jahren schwulenfeindlich geworden ist, dann sicher nicht wegen des Schwingsports. Wenn schon, aber auch das ist nichts Neues, müsste man die Zuwanderung aus bestimmten muslimisch geprägten Ländern anschauen, in denen Homosexuelle routinemässig eingesperrt oder gesteinigt werden. Darüber

schreiben die migrationsgläubigen Journalisten nicht so gern.

Schwulenfeindlich ist jeder, der nicht schwul ist. Tatsächlich wurde in manchen Orlik-Berichten als Indiz einer möglichen Schwulenfeindlichkeit die Tatsache ausgemacht, dass für viele Schweizer Homosexualität noch nicht das «Normalste der Welt» sei. Entschuldigung, ich habe nichts gegen Schwule oder Lesben, aber ich bin auch nicht der Ansicht, Schwulsein sei



«das Normalste der Welt». Wer fordert, dass Homosexualität das «Normalste der Welt» sei, erklärt die Homosexualität zu einer Normalität, die sie nicht ist. «Normaler», um in diesen Kategorien zu bleiben, ist trotz aller Toleranz und Offenheit immer noch die Sexbeziehung zwischen Mann und Frau.

Nichts gegen die Beseitigung echter Diskriminierungen von Homosexuellen. Aber wir müssen die gleichgeschlechtliche Liebe deswegen ja nicht gleich zum neuen Industriestandard erheben. Und die Schwingerszene muss sich nach dem Coming-out eines ihrer

Spitzenathleten sicher nicht einer «Reifeprüfung» stellen, wie die NZZ, verdächtigend auf Vorrat, schreibt. Nicht die Journalisten haben ihre Unterschiebung mit Beispielen zu begründen. Vielmehr sollen die Schwinger ihre Unschuld beweisen. Der Kulturjournalist Rico Bandle drückte es so aus: «Die Vorurteile der Städter gegenüber der ach so rückständigen Landbevölkerung sind wohl grösser als jene der Landbevölkerung gegenüber Schwulen und Lesben.»

Steckt dahinter eine Absicht? Klar. Die meisten Journalisten sind städtisch und links, grün bis rot. Der Durchsetzung ihrer Ideale steht naturgemäss vor allem die ländliche Schweiz entgegen. Darum kommt sie in den Medien oft schlecht weg. Dass man die Schwingerszene zu einem möglichen Hort reaktionärer Geschlechtervorstellungen erklärt, passt ins Bild und ist Teil der Strategie. Wenn du eine Sache bekämpfen willst und dir die Argumente fehlen, mach den Absender verächtlich, damit ihm niemand mehr zuhört. In den Unterstellungen rund um Orlik schwingt die alte Überheblichkeit der fortschrittlichen Städter gegenüber den angeblich hinterwäldlerischen ländlichen Gebieten mit.

Vielleicht kann man die Orlik-Story aber auch etwas anders deuten. Möglicherweise ist sie Ausdruck einer neuen, fast intimen Tuchfühlung. Bis vor wenigen Jahren interessierten sich die Grossstadtmedien kaum für das Geschehen im Sägemehl. Heute ist Schwingen Kult und wird von allen Seiten vereinnahmt, von der Politik, von der Wirtschaft, von den Banken, von den Journalisten. Das kann nicht ohne wechselseitige Durchdringung abgehen. Mit Curdin Orlik haben die Medien eine ideale Identifikationsfigur entdeckt, mit der sie ihre eigenen gesellschaftspolitischen Vorstellungen auf den Schwingsport übertragen können. Die Geschichte des schwulen Schwingers ist, so gesehen, auch die Geschichte eines Annäherungsversuchs von Journalisten gegenüber einem Milieu, das ihnen bisher fremd und verschlossen geblieben ist.

Stadt und Land rücken zusammen dank einem homosexuellen Schwinger. Das wäre erfreulich. Und vielleicht realisieren die städtischen Journalisten, dass die Schwinger moderner und aufgeschlossener sind als ihre urbanen Interpreten. In ihrem Sport kommt die ganze Vielfalt der Schweiz längst zum Ausdruck. Es gibt weisse und schwarze Schwinger, Schwinger mit oder ohne Migrationshintergrund, perfekt integriert, Bauern und Akademiker, Familienväter, Geschiedene, Singles, Frauen und seit jüngstem auch einen aktiven bekennenden Homosexuellen. Wer das für sensationell hält, unterschätzt die ländliche Schweiz und die traditionellste ihrer Sportarten wohl etwas. Die Städter sollten sich von der Landschaft häufiger inspirieren lassen.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



The Aviation Pioneers Squad

Scott Kelly
Rocio Gonzalez Torres
Luke Bannister



AVENGER


BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



SUPER AVENGER NIGHT MISSION

Chinesische Liaison

Von Matthias Rüb — Die rasante Ausbreitung des Coronavirus in Italien belegt das enge Verhältnis der Chinesen zu unseren Nachbarn. 300 000 sind sesshaft geworden. Die Dunkelziffer dürfte beträchtlich sein.



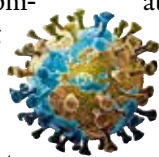
Rom zieht die Notbremse: menschenleeres Venedig.

Ende Januar verhängte die Regierung in Rom ein Verbot aller Direktflüge von China nach Italien – und auch in umgekehrter Richtung. Kein anderes europäisches Land sah sich so früh zu einer so drastischen Massnahme im Kampf gegen die Ausbreitung des Coronavirus veranlasst. In Peking zeigte sich die kommunistische Staats- und Parteiführung erwartungsgemäss erbost über die als unverhältnismässig angeprangerte Massnahme Roms.

Doch nun sollen alle Italiener sogar gut drei Wochen zu Hause bleiben, bis die Ausbreitung der Epidemie gebremst ist – so lautet die drastische Botschaft der Regierung in Rom. Eine so tiefgreifende Massnahme hat nicht einmal China im Kampf gegen das neuartige Coronavirus ergriffen. Peking hat «nur» die Stadt Wuhan abgeriegelt und über die Provinz Hubei vergleichbare Massnahmen verhängt wie Rom jetzt über Italien.

Was ist schiefgelaufen?

Italien und China sind durch das Coronavirus eng miteinander verbunden. Italien hat nach China die meisten Todesfälle wegen der Epidemie zu beklagen. Aber während man sich in Peking dieser Tage zur Eindämmung der Virenseuche beglückwünscht, zieht Rom erst die Notbremse.



Was ist in Italien schiefgelaufen? Rom hat Ende Januar nur direkte Flugverbindungen mit China ausgesetzt, aber nichts dagegen unternommen, dass Chinesen weiterhin über Umsteigeflüge nach Italien kommen konnten. Inzwischen gehen die meisten Virologen davon aus, dass das Coronavirus durch einen oder mehrere Reisende aus China nach Italien, namentlich in die Lombardei eingeschleppt wurde. Von dort aus verbreitete sich das Virus zunächst in den wirtschaftsstarke Nordregionen des Landes, sodann in ganz Italien und schliesslich in allen europäischen Staaten. Norditalien wurde zur europäischen Brutstätte für das Coronavirus, weil dort viele Chinesen leben.

Mitte der achtziger Jahre gab es in Italien nur rund 1600 Chinesen. Heute sind es nach offizieller Zählung gut 321 000. Tatsächlich dürften es aber deutlich mehr sein, womöglich doppelt so viele, rund ein Prozent der Gesamtbevölkerung, rechnet man die chinesischen Migranten ohne Aufenthaltstitel und eingebürgerte Chinesen hinzu. Die Stadt Prato nordwestlich von Florenz gilt als Startpunkt und Drehscheibe für die chinesische Migration nach Italien sowie für den wachsenden Handels- und Wirtschaftsaustausch zwischen Italien und China.

Seit den neunziger Jahren strömten Zehntausende chinesische Arbeiter nach Prato,

Er fand das Virus



Wendell Meredith Stanley, Visionär.

Er ist einer der vergilbten Nobelpreisträger und doch wieder brandaktuell. Welche Karrierechancen hat ein Junge, der in Ridgeville, Indiana, zur Schule geht, einem Provinznest von 800 Einwohnern? Wendell Meredith Stanley (1904–1971) träumt davon, ein Baseballstar zu werden. Am Earlham College in Richmond glänzt er als bewunderter Spieler, erst an der Universität von Illinois begeistert er sich endgültig für Biochemie statt für den Trainerjob, heiratet seine Co-Studentin Marian, die beiden ziehen für ein Jahr nach München. Dort wird sein Interesse für Pflanzenkrankheiten geweckt. Er forscht in den USA weiter im Labor, zuerst am Rockefeller Institute, dann in Princeton. Mit der Erfindung des Elektronenmikroskops kommt er 1935 dem Geheimnis der Viren auf die Spur.

Im US-Wissenschaftsmagazin *Science* dokumentiert er diesen unangreifbaren Krankheitserreger jenseits der bis dahin bekannten Bakterien am Fall grüner Tabakblätter, die sich gelb verfärbten. Stanley entdeckt das sogenannte Tabakmosaikvirus. Das heisst: Es gelingt ihm, die Virenproteine der Fleckenkrankheit zu kristallisieren. Er erhält 1946 den Nobelpreis für Chemie und heimst reihenweise weitere Ehrungen und Doktorhüte ein. Doch Viren sind täuschend tückisch. Stanley glaubte irrtümlicherweise, die von ihm isolierten Proteine seien auch die Erbgutträger, also der Schlüssel zur Vermehrung. Er vernachlässigte, dass die Proben auch die Substanz RNA enthielten, Ribonukleinsäure, die sich später als Informationsüberträgerin herausstellte.

Während des Zweiten Weltkriegs entwickelte Stanley als Erster einen Impfstoff gegen die Grippe, der vor allem den Kampfpiloten der Air Force zugutekam. Der Pionier starb nach einem Vortrag im spanischen Salamanca am 15. Juni 1971 an einem Herzinfarkt, fast schon vergessen. Hätte er ein zweites Leben gehabt, wären ihm weitere Dankeslorbeeren sicher gewesen. Der Visionär hatte sich der Krebsforschung zugewandt und war überzeugt, dass gewisse Tumorarten auch durch Viren verursacht werden. Was sich bestätigt hat. *Peter Hartmann*

manche von ihnen direkt aus der südostchinesischen Provinz Zhejiang mit Arbeitsvisa, andere über Drittstaaten auf illegalem Wege. In Prato schufteten sie zu Hungerlöhnen in Strickereien, Nähereien und Schuhfabriken, die ebenfalls von Chinesen aus Zhejiang betrieben wurden. Mit ihren Produkten unterboten die chinesischen Unternehmer von Prato die Preise der alteingesessenen italienischen Familienbetriebe, die seit Generationen die Kleider-, Taschen- und Schuhindustrie der Region geprägt hatten. Ausserdem wurde im fernen China fleissig italienisches Textil- und Lederdesign kopiert. Bald überschwemmten chinesische Billigprodukte aus Prato in der Toskana und aus ganz China mit dem Label «Made in Italy» die internationalen Märkte.

Harmonisch verlief die chinesische Einwanderung nach Italien in den vergangenen drei Jahrzehnten nicht immer. Im November 2016 wurden bei einer Razzia der italienischen Finanzpolizei in Prato Dutzende chinesische Fabriken und Geschäfte durchsucht, fünfzehn Chinesen wurden wegen Beihilfe zu illegaler Immigration und Fälschung von Dokumenten festgenommen. Auch wegen des Verdachts der Geldwäsche wurde ermittelt.

Basta baci

Andere Industriezweige im wirtschaftlichen Herzland Italiens, zumal in der Lombardei, in der Emilia-Romagna und in Venetien, machten mit den Chinesen vergleichbare Erfahrungen. Das rasante Wachstum der chinesischen Volkswirtschaft führte zu verstärkten Investitionsströmen von China nach Italien. In keinem anderen europäischen Land ausser Grossbritannien haben chinesische Investoren, zumal Grossbanken und die chinesische Zentralbank, so viel investiert wie in Italien. Bedeutende Anteile von Flaggschiffen der italienischen Industriegeschichte wie Fiat, Telecom Italia, Generali oder Eni befinden sich in chinesischer Hand. Das gilt auch für den Fussballclub Inter Mailand: Im Juni 2016 übernahm der chinesische Einzelhändler Suning Commerce 69 Prozent der Anteile an dem lombardischen Traditionsverein für 270 Millionen Euro. Die Lombardei und die ebenfalls von der Epidemie stark betroffenen Nachbarregionen Piemont, Emilia-Romagna und Venetien unterhalten engste Wirtschaftsbeziehungen zu China. Agrarprodukte werden exportiert, Industrieprodukte importiert.

Die offenbar bis heute ungebremste Verbreitung des aus China stammenden Virus in Italien wurde durch die Lebensweise der Italiener begünstigt. Händeringend bittet die Regierung in Rom, bei der Begrüssung von Handschlag und Wangenkuss abzusehen, das soziale Leben radikal einzuschränken, sich in den eigenen vier Wänden einzuschliessen.

Matthias Rüb ist Rom-Korrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.

Zürich

Unprofessionell

Von Markus Melzl — Eine Polizei, die Demonstranten umgarnt, hat ihren Auftrag verfehlt.

Am vergangenen Samstag führten im Vorfeld des internationalen Frauentags mehrere hundert Aktivistinnen in der Zürcher Innenstadt eine unbewilligte Demonstration durch. Wie die Stadtpolizei Zürich in einer Medienmitteilung schrieb, kam es zu erheblichen Verkehrsbehinderungen und Sachbeschädigungen. Zudem wurden Polizeiangehörige von Manifestantinnen mit Farbbeuteln beworfen und Einsatzfahrzeuge verspritzt. Dass eine unbewilligte Demonstration von den Polizeieinsatzkräften nicht aufgelöst wird, ist in allen rot-grün regierten Schweizer Städten die Regel. Das Nichteinschreiten der Polizei wird jeweils mit der Verhältnismässigkeit begründet. Vollkommen daneben war jedoch die polizeiliche Kommunikation vor Ort und in den sozialen Netzwerken.

Per Lautsprecher wurden die Teilnehmerinnen mit der Durchsage «Frauenpower macht Eindruck» freundlich begrüsst. Die Polizei zeigte sich zumindest mit einem Teil der Anliegen solidarisch. Zudem schwärmte zu Beginn der Manifestation die Stapo Zürich auf ihrem Twitter-Account von der friedlichen Stimmung. Ob die Polizistinnen und Polizisten, die auf der Strasse in Kampfmontur ihren freien Samstag opferten, dieses Anbietern angemessen fanden, ist zu bezweifeln.

Gendergerechte Sachbeschädigungen

Weshalb sich die Polizeileitung überhaupt veranlasst sah, sich bei den Demonstrantinnen einzuschmeicheln, ist nicht nachvollziehbar. Die Polizei hat ihren gesetzlichen Auftrag zu erfüllen. Es ist nicht Sache der Sicherheitsbehörden, sich mit den auf die Strasse getragenen Anliegen inhaltlich auseinanderzusetzen. Dies führt zwangsläufig zu unlösbaren Konfliktsituationen.

Konsequenterweise hätte die Zürcher Stadtpolizei nach Demo-Ende folgende Medienmitteilung publizieren müssen: «Wir danken den Aktivistinnen für das Bewerfen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Farbbeuteln, für das Verschmieren von Einsatzfahrzeugen und die Blockierung des Verkehrs. Die Beschimpfungen haben wir gerne erduldet, und über die gendergerechten Sachbeschädigungen entlang der Demo-Route wird die Stadtzürcher Regierung – wie in allen vergleichbaren Fällen auch – grosszügig hinwegsehen. Ihre Stadtpolizei Zürich.»

Markus Melzl ist ehemaliger Kriminalkommissar und früherer Sprecher der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt.

Hilferuf

Grenzen zu!

Von Marco Chiesa — Für die Tessiner Bevölkerung ist die Gesundheit wichtiger als die Wirtschaft.

Ich bin besorgt. Sehr besorgt. Mein Kanton Tessin ist das Eingangstor zu Italien, das unter Quarantäne gestellt wurde, um die Verbreitung des Coronavirus zu bekämpfen. Leider nimmt auch südlich der Alpen, wo jeden Tag 70 000 Grenzgänger aus den infizierten Zonen ins Land kommen, die Zahl der Ansteckungen dramatisch zu. So hat Österreich nicht gezögert, seine Grenzen zu schliessen, nachdem die Regierung Conte Italien zur Sperrzone erklärt hatte. Eine einschneidende, aber mehr als verständliche Massnahme.

Ich begreife in keiner Weise, weshalb wir Schweizer nicht dasselbe getan haben. Wir sind mit einem schweren Problem der öffentlichen Gesundheit konfrontiert, auf das wir eine Antwort geben müssen. Unsere Bevölkerung erwartet das, und für mich kommen andere opportunistische Abwägungen nicht in Betracht. Es ist sicher nicht meine Absicht, unsere Wirtschaft in die Knie zu zwingen. Doch wenn wir nicht unverzüglich handeln, werden die Folgen unserer Passivität in naher Zukunft ausgesprochen schwer wiegen.

Einfach abzuwarten, dass sich das Virus im Tessin verbreitet, übertragen von Personen aus der Lombardei – die vielleicht um ihre Ansteckung gar nicht wissen –, ist kriminell. Jenen Arbeitnehmern, auf die mein Kanton absolut angewiesen ist, müssen wir erlauben, für ihre Tätigkeit zu uns zu kommen. Viele weitsichtige Unternehmen haben bereits Schritte in diese Richtung unternommen, haben Unterkünfte für ihr Personal reserviert, Telearbeit eingeführt oder ihre Aktivitäten auf das Ende der Epidemie verschoben. Ich bin mir bewusst, dass es sich um suboptimale Lösungen handelt, die niemanden zufriedenstellen. Aber die Verantwortung gegenüber der Bevölkerung verlangt von uns, dass wir aussergewöhnliche Massnahmen ergreifen.

Ich bin extrem enttäuscht von der Langsamkeit und dem wirkungslosen Handeln des Bundesrates – genau wie die grosse Mehrheit meiner Mitbürger. Wir wurden uns selber überlassen, versorgt mit guten Ratschlägen, doch diesen folgten keine konkreten Taten. Ich wünsche dem Tessin und der Schweiz von ganzem Herzen, dass sich die Lage so schnell als möglich normalisiert, aber der Gedanke lässt mich nicht los, dass die beste Weise, unsere Bevölkerung zu schützen, die sofortige Schliessung der Grenze wäre.

Marco Chiesa (SVP) ist Ständerat des Kantons Tessin.

Des eigenen Glückes Silberschmidt

Von Florian Schwab — Hat Andri Silberschmidt seiner Partei Spender ausgespannt, um Nationalrat zu werden? Die Jungfreisinnigen gehen dem Vorwurf nach. Der ehemalige Präsident spricht von einer «böswilligen Unterstellung».



Wie kam es zu dem Malheur? Politfuchs Silberschmidt.

Er wird als politisches Jungtalent gehandelt. Doch am Fundament des politischen Gesamtkunstwerks Andri Silberschmidt zeigen sich Risse. Der Ärger beim Jungfreisinn, dem Karrieresprungbrett des frischgebackene FDP-Nationalrats, ist gross. Spekulationen schiessen ins Kraut. Sogar das böse Wort von der Décharge-Verweigerung macht die Runde.

Hätte das Coronavirus nicht eine Absage der Mitgliederversammlung provoziert, hätte sich Silberschmidt am sogenannten Kongress der Jungfreisinnigen in Locarno am vergangenen Wochenende unangenehmen Fragen zum Geschäftsbericht stellen müssen: Wie kommt es, dass die Jungfreisinnigen nach etlichen finanziell ausgeglichenen Jahresrechnungen im Jahr 2019 statt eines budgetierten Gewinns von 90 600 Franken plötzlich einen Verlust von 67 090 Franken ausweisen? Warum nahm die Jungpartei nicht wie in den Vorjahren zwischen 40 000 und 63 000 Franken an Spenden von Firmen und Privatpersonen ein, sondern gerade einmal 11 000 Franken, 19 000 Franken unter Budget? Und, vor allem, warum glänzen die zusätzlich mit 50 000 Franken und 100 000 Franken budgetierten Einnahmeposten «Fundraising Wahlen» und «Beitrag Wahlen Fundraising» in der Erfolgsrechnung 2019 mit dem Resultat einer glatten Null? Die *Weltwoche* hatte Einblick in diese Zahlen.

Von den verfehlten Zielen war nichts bekannt, als der Nationalratskandidat und Protegé der Zürcher Parteiführung Mitte September verkündete, sich nach dreieinhalb Jahren per Ende 2019 vom Amt des Parteipräsidenten zurückzuziehen. Im Gegenteil. Auf der eigenen Website lobte sich der abtretende Präsident für seine Verdienste, vor allem für das «professionell aufgestellte Generalsekretariat». Er sparte bei dieser Gelegenheit nicht mit Pathos: «Je grösser das Engagement für die Jungfreisinnigen war, desto mehr war ich mir der Verantwortung bewusst.» Es sei ihm ein Anliegen, «auf einem Höhepunkt der Parteigeschichte Platz zu machen».

Kostensprung beim Generalsekretariat

Also: Wie kam es zu dem Malheur? Partei-Insider berichten, dass Andri Silberschmidt als neuer Präsident dem Spendensammeln eine hohe Priorität eingeräumt habe. Nach kurzer Zeit verdreifachten sich die Einnahmen: Beiträge der FDP Schweiz, des Bundesamts für Sozialversicherungen, private Spenden. Ab 2018 konnte sich die Jungpartei eine vollamtliche Generalsekretärin leisten, die von den Räumlichkeiten des FDP-Parteisekretariats in Bern aus operiert. Die Kosten für das Generalsekretariat stiegen von 12 722 Franken im Jahr 2017 auf 116 278 Franken im Jahr 2019.

Gleichzeitig blieben, wie erwähnt, die privaten Spenden weit unter den budgetierten 180 000 Franken (150 000 Franken für den Wahlkampf und 30 000 Franken ordentliche Spenden). Wie konnte sich der junge Politfuchs bei der Budgetierung derart verschätzen? Intern macht folgende Vermutung die Runde: Silberschmidt habe im Jahr 2019 die bestehenden privaten Parteispender ausschliesslich um persönliche Wahlkampfhilfe für die Nationalratswahl angefragt, nicht aber um einen Obolus für die Jungpartei.

Silberschmidts Nachfolger im Amt seit 1. Dezember, Matthias Müller, übt sich in Schadensbegrenzung. Er habe sofort nach Amtsantritt «Massnahmen eingeleitet, um wie in den vergangenen Nicht-Wahljahren eine ausgeglichene Rechnung zu präsentieren». Insbesondere gelte dies für das Budget 2020/2021. Im Übrigen wolle er der parteiinternen Diskussion der Jahresrechnung 2019 «nicht vorgreifen».

Andere Quellen im Vorstand des Jungfreisinnigen sprechen von «Anhaltspunkten, wonach die Anstrengungen für die Pflege der privaten Spender vernachlässigt worden sind», denen man derzeit «intern nachgeht».

Hohe Erwartungen

Silberschmidt selber sagt auf Anfrage, die totalen Einnahmen im Jahr 2019 hätten «im Mittel der vergangenen drei Jahre» gelegen, das 265 000 Franken betrage. In seiner dreieinhalbjährigen Amtszeit hätten sich die Einkünfte gegenüber der Vorperiode etwa verdreifacht. Dass das Jahresergebnis 2019 tiefer als budgetiert ausgefallen sei, hänge hauptsächlich mit der Lancierung der Renteninitiative zusammen. «Das höhere Spendenaufkommen in den vorherigen Jahren ist darauf zurückzuführen, dass die meisten Spenden kampagnengebunden sind und die Jungfreisinnigen Schweiz im Jahr 2019 keine eigene grössere Kampagne geführt haben.»

Zum Vorwurf, er habe seine eigene Wahlkampffinanzierung auf dem Spendenregister des Jungfreisinnigen aufgebaut und die Arbeit an privaten Spenden für die Partei vernachlässigt, sagt Silberschmidt, es handle sich um eine «böswillige Unterstellung aus libertären Kreisen im Jungfreisinn». Auf die Frage, ob er Spenden von Firmen und Privatpersonen erhalten habe, die in den Jahren 2017 und 2018 den Jungfreisinnigen gespendet hätten, nicht aber im Jahr 2019, sagt Silberschmidt, es komme ihm «kein solcher in den Sinn».

Klar bleibt: Im Parteibudget für 2019 erweckte Silberschmidt die Erwartung, für das Wahljahr 180 000 Franken an privaten Spenden zu öffnen. Offensichtlich gelang dies nicht. Ganz im Gegensatz zu seinem eigenem Wahlkampf, der ihn in den Nationalrat trug: In einem Artikel der *Bilanz*, den Silberschmidt im Internet verbreitet, wird seine private Wahlkampfchatulle auf 200 000 Franken veranschlagt.



Herodot

Hilflose Ratschläge

Bundesrat Bersetts politisch korrekte und EU-freundliche Laisser-faire-Strategie katapultierte die Schweiz innert Tagen auf einen internationalen Spitzenplatz bei der Verbreitung des Coronavirus.

Kaum irgendwo hat die Zahl der Corona-Fälle so rasch zugenommen wie bei uns. Mit mittlerweile 5,6 bestätigten Fällen pro 100 000 Einwohner gehören wir schon zwei Wochen nach dem ersten Fall weltweit zur Spitzengruppe der fünf am meisten betroffenen Staaten. In Europa liegt die Schweiz nach Italien an zweiter Stelle. Die Grenzkantone Tessin, Genf, Graubünden und Basel haben bereits höhere Durchseuchungsraten als China, das nach zwei Monaten knapp sechs Fälle pro 100 000 Einwohner aufweist. Wenn Sie diese Kolumne lesen, haben wir wohl landesweit chinesische Zustände.

China ist es inzwischen gelungen, die Zahl neuer Fälle drastisch zu reduzieren. Dazu wurden mehrere Millionenstädte und die ganze Provinz Hubei (mit ebenso vielen Einwohnern wie Frankreich) vom Rest des Landes abgeriegelt und unter Quarantäne gesetzt. Zudem wurden die Neujahrsferien der meisten Chinesen verlängert und die Leute im ganzen Land angehalten, diese Zeit in ihren vier Wänden zu verbringen – eine Art Quarantäne für das ganze Land, welche die Übertragungsketten weitgehend unterbrach.

Ähnlich drastische Massnahmen ergriffen mehrere andere Staaten, denen es so gelang, die Verbreitung des Virus stark einzuschränken. Japan schloss unter anderem alle Schulen und überlegt sich eine Absage der Sommerolympiade! Singapur mit seiner überwiegend chinesischen Bevölkerung versetzte alle Ankömmlinge aus China für zwei Wochen in Quarantäne. In Israel müssen sämtliche Insassen eines Fluges für zwei Wochen in Quarantäne, wenn ein Passagier positiv getestet wird. Für Ankömmlinge aus der Schweiz und anderen europäischen Staaten, die der Verbreitung des Virus hilflos zuschauen, gilt diese Vorschrift seit kurzem generell; nun soll sie auf die ganze Welt ausgedehnt werden.

So gelang es diesen Staaten, die Fallzahlen niedrig zu halten. In Israel trat der erste Fall etwa gleichzeitig auf wie in der Schweiz, heute gibt es fünfzig Fälle, bei uns mit ähnlicher Bevölkerungszahl mehr als das Zehnfache!

Anders als das aufs engste mit China verflochtene Singapur oder Japan, das als erstes Land ausserhalb Chinas schon Mitte Januar betroffen war, hätten die Schweiz und ihre europäischen Nachbarn fast zwei Monate Zeit gehabt, sich auf die Ankunft des Virus vorzubereiten. Doch unsere Behörden warteten einfach, bis die ersten Fälle auftraten, und taten auch dann systematisch zu wenig zu spät.

Europa und Schengen versagten völlig! Noch lange nach Ausbruch der Seuche konnten Reisende aus China in Europa ohne Quarantäne einreisen. So kam das Virus nach Norditalien. Die rechte Regionalregierung der Lombardei forderte für Ankömmlinge aus China (auch Italiener) Quarantäne, wie sie verschiedene asiatische Staaten verhängten. Aber die politisch korrekte Linksregierung in Rom lehnte ab, «weil das Rassismus» sei! So wurde die Lombardei zum europäischen Hubei, von wo aus sich das Virus bis nach Südamerika verbreitete. Nun steht sie unter Quarantäne, nur in die Schweiz fahren noch Züge! Der Reputations- und der wirtschaftliche Schaden sind riesig. Aber man war politisch korrekt!

Natürlich sind wir keine Insel wie Japan und ungleich mehr mit unseren Nachbarn verflochten als etwa Israel. Dank der unbeschränkten Personenfreizügigkeit haben Grenzkantone wie Genf, Tessin und Basel inzwischen eine Art Offshore-Wirtschaft, die ohne Grenzgänger umgehend zusammenbräche, allen voran das öffentliche Spitalwesen. Eine generelle Grenzschliessung wäre somit kaum mehr machbar.

Aber man hätte schon vor Wochen der allgemeinen Bevölkerung und den Kindern in den Schulen die elementaren Vorsichtsmassnahmen beibringen und Wirtschaft und Verwal-

tung dazu aufrufen können, Notfallpläne auszuarbeiten, unter denen nach einem Ausbruch der Epidemie möglichst viele Menschen zu Hause arbeiten könnten oder vorübergehend gar nicht. Eine Reduktion der täglichen Menschenströme innerhalb des Landes und über die Grenzen hinweg auf das absolut notwendige Minimum hätte die Verbreitung des Virus massiv reduziert, wie man in Asien gesehen hat. Natürlich würde dies die Wirtschaft beeinträchtigen, aber weit weniger als das nun drohende Chaos.

Auch als die grosse Verbreitung des Virus in der Lombardei längst bekannt war und dort ganze Städte abgeriegelt wurden, ergriff die Schweiz keine einzige Massnahme und liess etwa der Fasnacht im Tessin und in der Innerschweiz freien Lauf.

Versammlungen von bis zu 1000 Personen in engen Innenräumen wurden fahrlässig weiterhin erlaubt, obwohl sie für das Virus eine ideale Verbreitungsmöglichkeit bieten. Die Schulen werden wohl erst geschlossen, wenn die Kinder nachhaltig verseucht sind und für ihre Grosseltern eine weit grössere Ansteckungsgefahr bedeuten, als dies in den ersten Tagen nach Auftreten des Virus der Fall gewesen wäre. Aus dem Bestreben, Panik zu vermeiden, wird diese erst recht herbeigeführt.

Die praktisch täglich hinzukommenden neuen Ratschläge von Bundesrat Alain Berset wirken hilflos, widersprüchlich und bisweilen lächerlich. So wenn er Abstand beim Schlangestehen anmahnt, aber das allmorgendliche und allabendliche Gedränge in den öffentlichen Verkehrsmitteln einfach hinnimmt oder rät, die Stosszeiten zu meiden – und dann den Kantonsvertretern kräftig die Hand schüttelt!

In der Provinz Hubei mussten die Verantwortlichen für ähnlich fahrlässiges und beschönigendes Verhalten den Hut nehmen. Bei uns wird nichts dergleichen geschehen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

Porträt der Woche

Ausland

Nach dreizehn Jahren Pause kündigt die britische Band **Genesis** mit Leadsänger Phil Collins an, wieder gemeinsam auf Tournee zu gehen. **Prinz Harry** und **Meghan Markle** besuchen den letzten offiziellen Anlass in ihrer Funktion als royales Paar.

Laut der Tageszeitung *Die Welt* befinden sich unter den Migranten, die von der türkischen Regierung systematisch Richtung Griechenland gelenkt werden, **kaum syrische Flüchtlinge**. Ankara schickt tausend zusätzliche Polizisten an die Grenzen, um zu «verhindern», so Innenminister Süleyman Soyly, dass die Flüchtlinge «zurückgedrängt» würden.

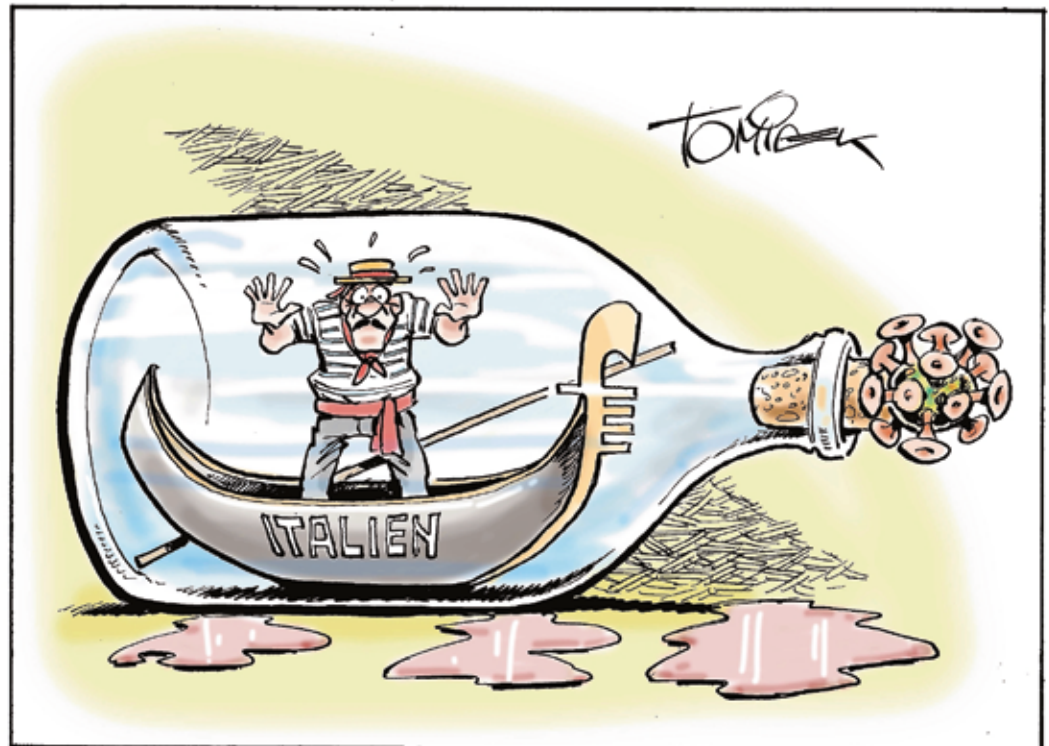
Die Premiere des neuen **James Bond**, «No Time to Die» («Keine Zeit zu sterben»), ist wegen des Coronavirus bis auf weiteres verschoben worden. Italienische **Strafgefangene** rauben Gefängnisapotheken aus, dabei kommen sechs Häftlinge ums Leben. Die Ertragsausfälle der Fluggesellschaften in diesem Jahr werden auf bis zu 113 Milliarden Dollar geschätzt. «Du kannst nicht Politiker sein und keine Hände schütteln», sagt US-Präsident **Donald Trump** während eines Auftritts.

Mit 83 Jahren verlässt **Silvio Berlusconi** seine 34-jährige Freundin für eine jüngere Frau. Nach einem Wettbewerb mit mehreren tausend Vorschlägen von Schülern taufte die Nasa ihren neuen Mars-Rover «Perseverance» (Beharrlichkeit/Ausdauer). Saudi-Arabiens Thronfolger Mohammed bin Salman lässt mehrere hochrangige Familienmitglieder aufgrund von **Putschvorwurf** verhaften.

Nach sechs Anläufen ist in Thüringen der Linken-Politiker **Bodo Ramelow** zum Ministerpräsidenten gewählt worden. Vergangene Woche spricht eine Teilnehmerin am Strategietreffen der Linken davon, «das eine Prozent der Reichen» zugunsten des Klimas zu **erschliessen**. Parteichef Bernd Riexinger beschwichtigt: «Wir erschliessen sie nicht, wir setzen sie schon für nützliche Arbeit ein.»

Ein britisches Gericht spricht den Emir von Dubai, Scheich Mohammed bin Raschid al-Maktum, der **Entführung zweier seiner Töchter** und der Folter schuldig.

Der frühere Uno-Generalsekretär, **Javier Pérez de Cuéllar**, stirbt im Alter von hundert Jahren. Der deutsche Zulieferer Continental spürt den weltweiten Abschwung in der Autoindustrie und schreibt für 2019 einen **Verlust von 1,2 Milliarden Euro**. Elizabeth Warren zieht sich aus



GESCHLOSSENE GESELLSCHAFT

dem Feld der demokratischen Präsidentschaftsbewerber zurück.

Der zweite von **HIV geheilte Mensch** – bisher unter dem Namen «Londoner Patient» bekannt – enthüllt seine Identität. Vor etwa einem Jahr hatte sich Adam Castillejo, 40, einer **Knochenmarktransplantation** unterzogen; die Stammzellen des Spenders waren immun gegen die Ausbreitung des Aids-Virus im Körper. Vor Castillejo wurde schon einmal ein Mensch, der sogenannte Berliner Patient, mit der gleichen Methode geheilt.

Inland

Im Kanton Waadt stirbt die erste Person am **Coronavirus**. Bordellbetreiber und Prostituierte fordern eine Entschädigung der öffentlichen Hand, weil Freier aus Angst vor Ansteckung dem horizontalen Gewerbe fernbleiben.

«Lieber bin ich frei als ängstlich» – mit **Curdin Orlik** outet sich der erste Schwinger und aktive Spitzensportler als schwul. Die ETH Zürich ernennt 24 neue Professorinnen und Professoren. Bei den **Urner Regierungsratswahlen** gewinnt die SVP einen Sitz auf Kosten der Freisinnigen.

Ein Fund in einem alten Lagerhaus in Buenos Aires legt nahe, dass mehrere tausend Nazis Geld auf Konten der Schweizerischen Kreditanstalt, der heutigen Credit Suisse, eingezahlt haben. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund

(SGB) lanciert seine **Initiative für eine 13.AHV-Monatsrente**.

Die Aufsichtsbehörde wirft **Bundesanwalt Michael Lauber** in ihrem Abschlussbericht vor, mehrfach die Unwahrheit gesagt, illoyal gehandelt und die Untersuchung behindert zu haben. Nach Absage des Weltcup-Finals in Cortina d'Ampezzo gewinnen **Beat Feuz** und **Corinne Suter** vorzeitig die Kristallkugeln in der Abfahrtsdisziplin, **Mauro Caviezel** holt die Kristallkugel im Super-G.

Obwohl Italiens Regierung ganz Mailand, die Lombardei und noch weitere Gebiete Norditaliens zur Sperrzone erklärt hat, dürfen gemäss Beschluss des Bundesrates die **rund 70 000 italienischen Grenzgänger** weiterhin in die Schweiz zur Arbeit fahren.

Der FC Augsburg trennt sich von seinem Schweizer Trainer Martin Schmidt. Die SVP sagt ihre für Ende März geplante Delegiertenversammlung ab, an der die Nachfolge von Parteipräsident **Albert Rösti** hätte bestimmt werden sollen.

Das Berner Obergericht bestätigt das Urteil gegen eine 60-jährige Thailänderin wegen **Menschenhandels** und Förderung der Prostitution in 88 Fällen. Grüne und Grünliberale können im Kanton St.Gallen je vier Sitze gewinnen, SVP und FDP verlieren ihre Mehrheit im 120-köpfigen Parlament.

Peter Keller

Schweizermacher

Von Beat Gygi — Roche-Chef Severin Schwan ist kürzlich Schweizer geworden. Wie passt das zu seiner Karriere? Ist das politisch von Bedeutung?

Gleich zwei grosse Schweizer Konzerne sind kürzlich an der Spitze schweizerischer geworden: die Grossbank Credit Suisse (CS) und das Pharmaunternehmen Roche. Bei der CS ist der Schweizer Thomas Gottstein im Februar zum Konzernchef aufgerückt und hat CEO Tidjane Thiam ersetzt, der das Unternehmen verlassen hat. Bei Roche ist Severin Schwan, seit zwölf Jahren Konzernchef, kürzlich Schweizer geworden. Beide Unternehmen haben jetzt also eine helvetische Doppelspitze, denn beide Verwaltungsratspräsidenten sind ebenfalls schweizerischer Nationalität: Urs Rohner bei der Credit Suisse und Christoph Franz bei Roche. Halt, wird jetzt sofort der Einwand kommen, das ist doch nicht das Gleiche! Zwischen «hier geboren» und «hierher gezogen» gibt es doch Unterschiede.

Franz, früherer Chef der Fluggesellschaft Swiss, dann der Lufthansa und heute neben dem Roche-Mandat auch als Verwaltungsrat im Versicherungskonzern Zurich und in Peter Spuhlers Stadler Rail engagiert, ist Deutscher und erhielt das Schweizer Bürgerrecht im Jahr 2017. Schwan hat jetzt gar drei Pässe; er ist in Österreich geboren und hat als österreichisch-deutscher Doppelbürger vor einigen Wochen den Schweizer Pass bekommen. Etwas salopp formuliert: Schwan und Franz sind für den Roche-Konzern eine Art Schweizermacher.

Heimat seiner Kinder

Denn ohne diese zwei prominenten Einbürgerungen wäre Roche etwa gleich aufgestellt wie die UBS nach Sergio Ermottis Weggang nächsten Herbst: Dann werden nämlich mit dem Niederländer Ralph Hamers und dem Deutschen Axel Weber zwei Ausländer die exponierten Führungsfunktionen des CEO und des Präsidenten bekleiden. Vorbei sind die Zeiten, als gesetzlich vorgegeben war, Schweizer Banken seien durch Inländer zu führen.

Der 52-jährige Schwan tritt aktiv als Inländer auf. Er wohnt seit langem in Riehen bei Basel, und in einem Interview mit der *Basler Zeitung* hat er sich kürzlich unter dem Titel «Ich freue mich sehr, jetzt Schweizer Staatsbürger zu sein» mit politischen Botschaften zu Wort gemeldet. Die Schweiz sei für seine Familie zur Heimat geworden, seine Kinder seien da aufgewachsen, er sei ein politisch engagierter Mensch und freue sich, jetzt auch wählen und abstimmen zu können.

Legt er jetzt im politischen Temperament einen Zacken zu? Es sei immer heikel, der

Bevölkerung Ratschläge zu geben, meinte Schwan, aber es sei wichtig, aus Unternehmenssicht die Konsequenzen von Abstimmungsentscheiden darzustellen. Die neue Steuer für Topverdiener in Basel etwa bezeichnete er als problematisch, als abschreckend, und zur Begrenzungsinitiative, die im Mai zur Abstimmung kommt, gab er der Hoffnung Ausdruck, sie möge abgelehnt werden – wobei der Fragesteller den Kampfbegriff Kündigungsinitiative verwendete.

Für wen spricht Schwan? Er setzte im Interview sprachliche Kunstgriffe ein, wie man sie von Branchenverbänden und von Economie-suisse, von grossen internationalen Unternehmen und auch von der Bundesverwaltung her gut kennt. «Für uns ist der Zugang zu hochausgebildeten Mitarbeitenden extrem wichtig», sagte er – gerade als ob bei einer Dosierung der Zuwanderung der Zugang zu ausländischen Arbeitsmärkten einfach verwehrt wäre. Und doppelte gleich nach: «Wir können unseren Bedarf unmöglich nur mit Schweizern abdecken» – wie wenn die Begrenzungsinitiative die Einwanderung auf null reduzieren würde. Das ist gefärbte Kommunikation. Schliesst sich Schwan mit seinem neuen Pass und als Roche-Chef jetzt der von Bund, Kantonen, Gewerkschaften und Verbänden lancierten politischen Kampagne gegen die Begrenzungsinitiative an?

Engagierter als mancher Schweizer

«Severin Schwan hat wirklich eine innere Affinität zur Schweiz», hört man von Leuten, die ihn gut kennen. Wenn er über die Schweiz rede, dann nicht einfach nur aus Sicht des globalen Unternehmens, sondern vielmehr auch als Wirtschaftsführer, der persönlich dem Land sehr positiv gesinnt sei und dessen Vorzüge schätze. Bei Gesprächen im Ausland lege er mit Leidenschaft die Pluspunkte des hiesigen dualen Bildungssystems dar, und ähnlich gehe es zu, wenn ein ausländischer Bildungsminister Roche besuche. Wenn es um Vergleiche etwa mit Österreich, Deutschland oder Amerika gehe, lobe Schwan die Eigenheiten der Schweiz, etwa die Suche nach Ausgleich und Konsens, auch die Entschleunigung der Politik durch den Dialog der Sozialpartner, die demokratischen Entscheidungsprozesse, die halt manchmal etwas länger brauchten, dann aber umso stabilere Ergebnisse lieferten als in anderen Ländern. Ja, manchmal vertrete Schwan diese Sicht engagierter als mancher



Kampf der Temperamente: Manager Schwan.

Schweizer, der den Wert dieser Regeln nicht mehr so genau erkenne.

Genau aus diesen Einschätzungen heraus habe Schwan den Ausbau des Roche-Konzerns im Inland immer wieder unterstützt und vorangetrieben. In dieses Bild passt, dass Roche kürzlich in Basel den Bau des milliarden-teuren neuen Forschungszentrums mit vier neuen Gebäuden startete und dass gleich daneben das höchste Gebäude der Schweiz im Bau ist: das zweite Roche-Hochhaus direkt neben dem legendären ersten Turm, noch nicht fertig, aber doch klar im Anspruch, für die Schweiz Massstäbe zu setzen. Und was im zugerischen Rotkreuz in jüngerer Zeit investiert wurde, ist eindrücklich: ein Entwicklungs- und Produktionsstandort für Diagnostik mit gut 2500 Mitarbeitern, eine Art Zentrum der Diagnostikbranche.

Das ist der Kraftort, aus dem Schwan an die Konzernspitze kam. Begonnen hatte er 1993



als Ökonom und promovierter Jurist aus Innsbruck in der Finanzabteilung von Roche, an der Seite des legendären Finanzchefs Henri B. Meier, der lange Zeit als Finanzgenie und Stratege den Kurs des Unternehmens massgeblich bestimmte. Später übernahm Schwan in der Diagnostik-Division Führungsfunktionen und wurde 2006 deren Leiter. Die Diag-

Er zählt zu den Konstrukteuren der riesigen und prestigeträchtigen Pharmamaschine Schweiz.

nostik stand immer etwas im Schatten der viel grösseren Pharma-Division, aber durch ein spezielles, seinerzeit unter Konzernchef Fritz Gerber zugekauftes gentechnisches Analyseverfahren gewann sie grosse Durchschlagskraft, und heute bildet sie eine wichtige Grundlage für die personalisierte Medizin,

also die dem einzelnen Patienten angepasste Therapie, mit der Roche die Konkurrenz abhängen will.

2008 wurde Schwan Konzernchef, als Nachfolger des Österreichers Franz Humer, der damals das Doppelmandat CEO/Verwaltungsratspräsident innehatte und den operativen Teil abgab. Im Rennen um diesen Posten stach Schwan den damaligen Finanzchef Erich Hunziker aus – es war ein Kampf der Temperature, quasi laut gegen leise.

Höchstwerte an der Börse

Leise, also Schwan, gewann. Kurz darauf lieferte er mit der Vollintegration des amerikanischen Biotech-Riesen Genentech sein Gesellenstück ab. Mit dem teilweisen Kauf von Genentech hatte Roche in den 1990er Jahren in der Ära Gerber einen entscheidenden Schritt in die Gentechnologie getan, 2009 erfolgte dann die vollständige Übernahme. Schwan

gelang die Balance zwischen Einbinden und Freiraumlassen offenbar gut, so dass die Spitzenleute von Genentech mitzogen und die Motivation erhalten blieb. Roche wurde zum Inbegriff des forschungsintensiven Pharmakonzerns; Hauptausrichtung ist der Kampf gegen den Krebs, und diesen Februar erreichte der Kurs der Genussscheine an der Börse neue Höchstwerte. Befürchtungen von 2018, das Auslaufen von Pharmapatenten könnte auf die Geschäfte drücken, sind verschwunden.

Schwan, zeitweise bestbezahlter CEO in Europas börsenkotierten Unternehmen, ging diskreter damit um als einige Kollegen. Er zählt zu den tonangebenden Konstrukteuren der riesigen und prestigeträchtigen Pharmamaschine Schweiz, die über die Jahre hinweg zur dominierenden Exportbranche geworden ist. Das Rezept: In der Schweiz mit ihren idealen Bedingungen bezüglich Bildung, eines offenen Arbeitsmarktes, Besteuerung und politischer Stabilität Geschäfte mit hoher Wertschöpfung aufbauen und Exportmärkte bedienen. Exporteure geniessen hohes Ansehen, und Schwan wirkt schon fast als Botschafter in gesellschaftlicher Mission, wenn er darlegt, wie die Schweiz mit der Pharmaindustrie ein super Geschäft mache. «Wir zahlen ein x-Faches an Steuern, als wir Umsatz machen», sagte er in einem Zeitunginterview.

Wer wird Rohners Nachfolger bei der CS?

Genau das könnte allerdings die Pharmaunternehmen irgendwann einem Sturm aussetzen, denn das ist das, was das Ausland sauer macht. Die G-20 und die OECD versuchen gegenwärtig die weltweite Steuerordnung so umzukrempeln, dass die Besteuerung am Ort des Umsatzes erfolgen soll, so dass die Schweiz bei Firmen wie Roche massiv Steuererträge verlieren könnte. Das könnte Schwans Nachfolger treffen, wobei er selber schon näheren Einblick in eine sturmgeplagte Branche erhalten hat. Im Verwaltungsrat der Credit Suisse übt er den Job des Vizepräsidenten und *lead independent director* aus, der im Fall von Interessenkonflikten führen soll. Dass der Verwaltungsrat Thiam kürzlich zur Abgabe des CEO-Postens bewog, kann Schwans Wirken zur Pflege der Reputation auf dem Finanzplatz zugeschrieben werden, zumal er zur Erklärung der Ablösung in Zeitungsinterviews auftrat. Schliesslich wird irgendwann auch die Frage auftauchen, wer Rohners Nachfolger im Präsidium wird. Im Moment herrscht aber die Corona-Krise, und da könnte es sein, dass Schwan als Schweizer und Roche-Chef gefordert ist. Seine Diagnostik-Division liefert Ausrüstungen zum Testen auf Coronaviren, und bei einer weltweit anschwellenden Nachfrage nach Testkits kann es sein, dass im Knappheitsfall zu entscheiden sein wird, ob man die raren Stücke der Schweiz oder dem Ausland verkauft.

Personenkontrolle

Berset, Hanselmann, Meyer, Seiler Graf, Reynard, Blumer, Jositsch, Kalbermatten, Graber, Platini, Blatter, Guldimann, Schreier, Baker, Josi

Alain Berset, Händeschüttler, klärt die Bevölkerung am TV auf. Um das Coronavirus einzudämmen, solle man Hände waschen, in die Armbeuge husten und generell Abstand halten. Ihm assistierte die St. Galler Gesundheitsdirektorin **Heidi Hanselmann**, ebenfalls SP. Am Ende der Medienkonferenz verabschiedeten sich die beiden – entgegen ihren eigenen Ratschlägen – mit Händeschütteln. Ein weiterer Best-of-Corona-Nonsens aus dem Bundeshaus: Letzte Woche fanden zwei der spärlich gewordenen Parlamentarieranlässe statt. Am Mittwochmittag traf sich die Gruppe Weiterbildung. Am Eingang befand sich ein Formular, in das sich jeder Besucher mit Namen einzutragen hatte und Auskunft geben musste, ob er oder sie sich in den letzten Wochen in einem Risikogebiet aufgehalten hatte. Am Abend lud die Vereinigung Schweizer Privatbanken zum Informationsaustausch mit Nachtessen. Ohne allerdings ein Formular aufzulegen. So genau habe man die kantonalen Bestimmungen auch wieder nicht gelesen. (*kep*)

Mattea Meyer, Parteifreundin, zeigte sich im Gespräch mit ihrer Konkurrentin ums SP-Präsidium mässig kollegial. Und bewies zugleich, dass sie in ihren politischen Anfängen bei den Juso das Dreckeln tüchtig gelernt hat. Im «Tagesgespräch» von Radio SRF meinte Meyer an die Adresse von **Priska Seiler Graf**: «Ich möchte nicht in einem Co-Präsidium arbeiten, das eine Art Zwangsgemeinschaft ist.» Meyers verbale Blutgrätsche bezog sich auf das Bewerberduo Seiler Graf und **Mathias Reynard**. Doch damit nicht genug. «Mathias Reynard hat mich auch gefragt», liess Meyer das Publikum wissen, «ob ich mit ihm dieses Co-Präsidium mache; das ist für mich nicht in Frage gekommen.» Mit diesem zweiten unsolidarischen Tiefschlag machte die Solidaritätspolitikerin klar, dass sie bei Reynard eigentlich erste Wahl gewesen sei. Und Seiler Graf wäre demgemäss höchstens Trostpfeisträgerin. (*mö*)

Daniel Blumer, Frauenverstehler, zeigt sich gegenüber Demonstrantinnen verständnisvoll. So liess der Kommandant der Stadtpolizei Zürich den nicht bewilligten Umzug von Aktivistinnen am Vortag des internationalen Frauentags vom 8. März durch die Stadt



Gruppe Weiterbildung: Bundesrat Berset.



Wo sind die Millionen? Fussballer Platini.



Unsolidarischer Tiefschlag: Nationalrätin Meyer.



Hallo Stuttgart: alt Nationalrat Guldimann.

Zürich unbehelligt. Es wäre unverhältnismässig, gegen den Anlass vorzugehen, hiess es, es handle sich ja bloss um eine Übertretung, die Polizei setze auf «Dialogteams». Mehr noch: Blumers Stadtpolizei zeigte sich über den Aufmarsch der Frauen geradezu erfreut und teilte auf Twitter mit: «Uns gefällt die friedliche Stimmung.» So friedlich blieb es dann doch nicht. Es kam zu feministischer Gewalt, zu Strassenblockaden und Sachbeschädigungen, und Polizisten und Polizistinnen wurden mit Farbbeuteln beworfen. (*fon*)

Daniel Jositsch, Gutmensch, markiert plötzlich Härte. Normalerweise tendiert der SP-Ständerat und Strafrechtsprofessor nicht zu radikalen Lösungen. Solcherlei hält er für billigen Populismus. Als am letzten Montag die Kleine Kammer über eine Standesinitiative des Kantons St. Gallen debattierte, wurde sich Jositsch allerdings selber untreu. St. Gallen verlangt die Aufhebung der Verjährung für die schwersten Delikte, die mit lebenslänglicher Haft bestraft werden. Die Zeit heile alle Wunden, aber nicht bei Mord, findet Jositsch. Er plädierte populis-



Grosse Leidenschaften: Musiker Baker.

tisch für Härte – fiel damit aber prompt auf die Nase. Womit wieder einmal bewiesen wäre, dass keine gute Tat ungesühnt bleibt. (*hmo*)

Martin Kalbermatten, Facebooker, hat seinem Temperament etwas allzu freien Lauf gelassen. Der Redaktor des *Walliser Boten* rastete wegen eines Leserbriefs des Briger Rechtsanwalts und SVP-Stadtrats **Michael Graber** völlig aus. Graber hatte sich über das von Muslimen importierte geschächtete Fleisch aufgehalten, welches der *Walliser Bote* seiner Ansicht nach in der Rubrik «Kulinarik» verharmlost habe. Auf seinem privaten Facebook-Account bezeichnete Kalbermatten – immerhin ein erfahrener Journalist mit fast vierzig Lebensjahren – hierauf Graber als «the *Hitler». Ausserdem sei Graber ein «totaler Vollpfosten», der gegen Ausländer hetze. Er, Kalbermatten, sei gespannt, wie der «Fremdenhasser» bei den nächsten Wahlen ums Briger Stadtpräsidium abschneiden werde. Der *Walliser Bote* hat unlängst kurz mitgeteilt, Graber habe Strafanzeige gegen Kalbermatten eingereicht. Dass der Redaktor mit der Titelei «the next Hitler»

um sich geworfen hat, verschwieg das Oberwalliser Monopolblatt wohlweislich. (mō)

Michel Platini, Ex-Fussballgott, ist von der Schweiz nicht menschenrechtswidrig behandelt worden. Das hat der Strassburger Menschenrechtsgerichtshof vor ein paar Tagen entschieden. Der frühere Uefa-Präsident und Vizepräsident der Fifa war von der Fifa-Ethikkommission 2015 für acht Jahre gesperrt worden. Der internationale Sportgerichtshof mit Sitz in Lausanne reduzierte die Sperre 2016 auf vier Jahre, was vom Bundesgericht 2017 bestätigt wurde. Diese Sanktion sei angesichts der Schwere des Fehlverhaltens, der hohen Stellung Platini in den Fussballgremien und des Bedürfnisses, den Ruf der Fifa wiederherzustellen, weder willkürlich noch exzessiv gewesen, befanden nun auch die Richter in Strassburg und wiesen die Klage des Franzosen ab. Platini war über eine dubiose Zahlung von zwei Millionen Franken gestolpert, die er vom damaligen Fifa-Chef **Sepp Blatter** erhalten hatte und die laut ihm ein nachträgliches Honorar für geleistete Arbeiten gewesen sein soll. Die Fifa hat gegen Platini und Blatter mittlerweile Klage eingereicht und fordert die Millionen zurück. (fon)

Tim Guldemann, Fröhrentner, trat 2018 nach knapp zweieinhalb Jahren schon wieder aus dem Nationalrat zurück. Nun mischt der Schweizer Sozialdemokrat in der deutschen Kommunalpolitik mit. Guldemann unterstützt bei den Stuttgarter Oberbürgermeisterwahlen **Marian Schreier** von der SPD. Dieser tritt allerdings als wilder Kandidat gegen seinen eigenen Parteikollegen an. Die Landes-SPD wirft Schreier deshalb «unsolidarisches Verhalten» vor und droht ihm mit Parteiausschluss. Hier wäre wiederum der ehemalige Botschafter Guldemann gefragt: Vielleicht heuert er zusätzlich als Vermittler bei der SPD an – was wenigstens für ihn eine Win-win-Situation bedeutete. (kep)

Bastian Baker, Powerplayer, wollte eigentlich Eishockeyprofi werden. Nach Abschluss des Sportgymnasiums lag dem Westschweizer Sänger ein Angebot von Fribourg-Gottéron vor. Doch er entschied sich für die Musik. Nun kann er als Komponist und Interpret des offiziellen Songs zur Eishockey-WM in Zürich und Lausanne («Here We Go!») seine beiden grossen Leidenschaften kombinieren: «In der Musik drücke ich mich aus. Vom Eishockey bin ich ein Riesenfan.» Ende März will er in Nashville den Schweizer Verteidiger **Roman Josi** besuchen: «Ich habe ihn dort sicher schon zwanzigmal im Einsatz gesehen.» Ob Josi im Mai auch in der Schweiz aufspielen wird, ist allerdings in der Schwebe. Das Coronavirus könnte die grosse Eishockeyparty platzen lassen. Dann wäre Bakers WM-Song das Einzige, was von der WM 2020 übrigbliebe. (tre)

Nachruf



Brüllender Löwe: Pianist McCoy Tyner.

Alfred McCoy Tyner (1938–2020) — Die Konzerte des Quartetts von John Coltrane, zu welchem McCoy Tyner von 1960 bis 1965 zusammen mit dem Bassisten Jimmy Garrison und dem Drummer Elvin Jones gehörte, trieben, nach dem Zeugnis verschiedener Zeitgenossen, den einen oder andern in die Flucht – nicht etwa die Ignoranten, sondern die besonders Sensiblen. Die Hochspannung, welche diese Jahrhundertband aufbaute, hatte deren Nerven überfordert.

Ich hielt das für einen der vielen Mythen, die sich nach dem frühen Tod um den charismatischen Saxofonisten rankten – bis ich 1977 am Jazzfestival Willisau, an einem Memorial aus Anlass des 10. Todestags des Tenor-Giganten, McCoy Tyner hörte: in einem Solorezital, das alle nach zwei Stunden buchstäblich überwältigender Klavierkunst sprachlos entliess.

«Mit Coltrane spielen war ein schöner Albtraum», sagte der Drummer Roy Haynes. McCoy Tyner hören nicht weniger. Nach einem Kritiker hatte er den Piano-Sound eines «brüllenden Löwen». Aber nie habe ich ein brüllenderes Schweigen erlebt als nach jenem denkwürdigen Konzert. Dabei hatte sich Tyner – der seinem Freund Coltrane mit weiter Quart-Akkordik in der Linken die für dessen modale Erfindungen unerlässliche Absolution von funktionsharmonischen Verbindlichkeiten geliefert hatte – zu jener Zeit eher weltmusikalischen Experimenten zugewandt. Wenn er wollte, schlug die alte Pranke allemal zu.

Ein Gigant – «The Real McCoy». So hiess 1967 eines seiner berühmtesten Alben – nach der Redensweise, die so viel meint wie auf Deutsch «der wahre Anton» oder «das einzig Wahre». *Peter Rüedi*



Gegengewicht zur SRG: Radiolegende Meng.

Hans-Peter Meng (1929–2020) — «Die TV-Moderatorin versprüht den Charme von Marie-Antoinette – wohlgemerkt: nach deren Enthauptung.» Für solche Sätze wurde die Zürcher Radiolegende Hans-Peter Meng geliebt und gehasst. Sein Sarkasmus war einzigartig – nicht nur am Mikrophon, auch im Umgang mit Mitarbeitern. In meinen jungen Jahren bei Radio Z ging ich oft mit flauem Gefühl nach Hause und hätte nie erwartet, später als Programmleiter in seine Fusstapfen zu treten. Sein Respekt musste hart erarbeitet werden. Er sprach kaum über Gefühle und buhlte nie um Zuneigung. Vielmehr wollte er die Menschen verstehen und den Hörern die Welt erklären.

Im Studententheater inszenierte er den «Jedermann». Im Ensemble waren zwei Schauspieler, die weltberühmt wurden: Maximilian Schell und Mario Adorf. Gleichzeitig startete er seine journalistische Karriere: Für die *Weltwoche* verfasste er Film- und Radiokritiken. Als er in den sechziger Jahren selbst zum Radio kam, schrieb er weiterhin undercover bissige Kritiken über seine Kollegen. Fast zwei Jahrzehnte lang prägte er Radio DRS als Informationschef. Er moderierte Strassenfeger wie «Mini Meinig, dini Meinig» und erfand die Sendung «Rendez-vous», welche bis heute eine der bekanntesten SRG-Sendungen ist.

1982 gründete der urliberale Meng ein bürgerliches Gegengewicht zur SRG: Radio Z, dessen Programmleiter er bis 1994 war. Unvergessen sind seine Talks mit Gästen wie Günter Grass, Hildegard Knef und Simon Wiesenthal. Nach einem Schlaganfall vor fünf Jahren konnte er kaum mehr sprechen. Tragisch und fatal für einen Mann des gesprochenen Wortes. *Christoph Romer*

Globalisierung am Ende?

Von Christoph Blocher — Der Umgang mit der gegenwärtigen Epidemie zeigt die Brüchigkeit einer globalen Weltordnung. In der Krise schaut jeder Staat wieder für sich selber. Die Schweiz sollte daraus ihre Lehren ziehen.

Letzte Woche blockierte Deutschland eine Lieferung von 240 000 Gesichtsmasken in die Schweiz. Unser Land hat die Masken in China über einen Grosslieferanten bestellt und will sie jetzt aus Deutschland beziehen. Soweit ich es beurteilen kann, wurde ein durch deutsches Gebiet fahrender Schweizer Lastwagen mit Gesichtsmasken, die die Schweiz gekauft und bezahlt hatte, gestoppt. Die Bundesrepublik verfügt über die der Schweiz gehörenden Schutzmasken. Bundesbern hat wegen des ernststen Zwischenfalls den deutschen Botschafter zitiert und die deutschen Behörden «mit Nachdruck aufgefordert, die blockierte Sendung umgehend freizugeben». Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) informiert, dass weitere Transporte blockiert seien.

Derweil gehen in der Schweiz die Schutzmaterialien zur Neige, weil hierzulande kaum mehr medizinisches Gebrauchsmaterial produziert wird. Man hat sich – wie an so manchem Ort – auf Auslandslieferungen verlassen. Doch plötzlich werden Rechtsordnung, Vertragstreue, Eigentumsverhältnisse ausser Kraft gesetzt und spielen keine Rolle mehr.

Abhängigkeit in der Energie

Der Vorfall mit den Gesichtsmasken müsste uns die Augen öffnen, was im Krisenfall beispielsweise mit unserer Energieversorgung passieren würde. Auch da glauben wir, auf einen grossen Teil der inländischen Energieproduktion verzichten zu können. Im Bedarfsfall, so die allgemeine Meinung, dürfen wir ja problemlos darauf vertrauen, dass uns Deutschland oder andere Länder mit genügend und erst noch kostengünstigem Strom beliefern. Doch was geschieht, wenn dieser nicht nur bei uns, sondern auch in den produzierenden Nachbarländern knapp wird? Glauben wir im Ernst, Deutschland und Frankreich – denen wir uns in der Stromversorgung ausliefern – würden bei eigenem ungedecktem Strombedarf auch die Schweiz berücksichtigen? Verträge hin oder her, souverän ist derjenige, der dann über den «Notstand» entscheidet und sich durchsetzt. Wer die eigene Energieversorgung aus der Hand gibt, setzt sich Erpressungen aus und wird früher oder später bestraft. Wohlverstanden: Energie ist für ein Land entscheidend, vieles hängt davon ab.

Abhängigkeit bei Lebensmitteln

Das Gleiche gilt für die Lebensmittelversorgung. Es ist Mode geworden, die eigene Nah-

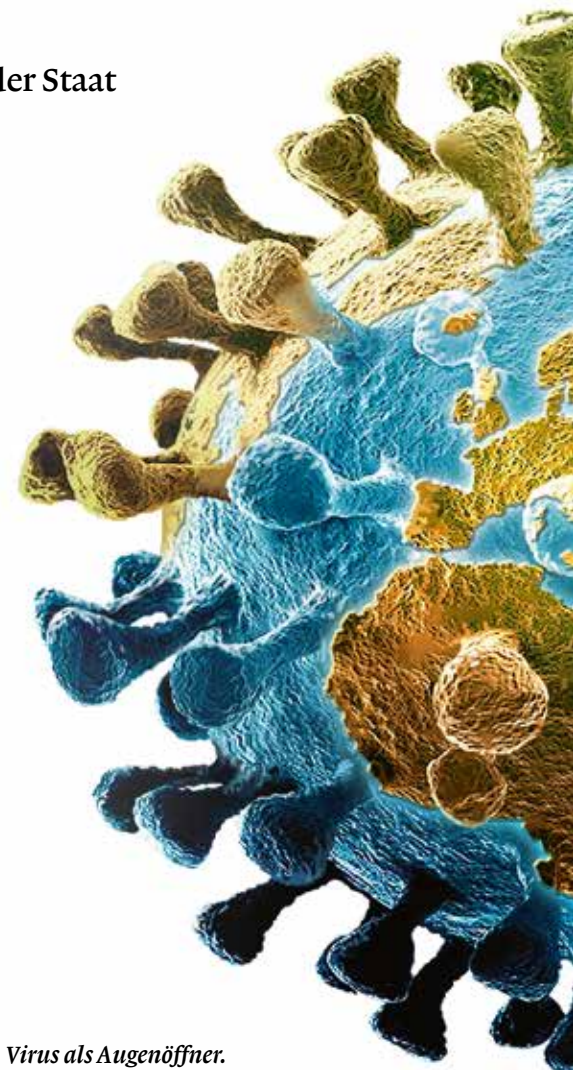
rungsmittelproduktion als «überflüssig» zu bezeichnen. Dank der segensvollen Globalisierung sei eine Eigenproduktion unnötig. Fortschrittlich sei, die produzierenden Bauern zu Landschaftsgärtnern zu formen. Die Nahrungsmittel könne man in einer globalisierten Welt auch im Ausland kaufen, heisst es. Darum steht plötzlich nicht mehr die Lebensmittelversorgung in Notzeiten im Vordergrund. Mit einer bürokratischen Flut von Nachhaltigkeits- und Umweltvorschriften, mit Volksinitiativen über Pestizide, Trinkwasser und Tierhaltung sollen die Bauern in ein immer engeres Korsett gezwängt und damit die produzierende Landwirtschaft ausgemerzt werden.

So kommt die landwirtschaftliche Produktion zunehmend unter die Räder; das bebaubare Kulturland wird durch die massive Zuwanderung und die damit verbundene Bautätigkeit immer knapper. Wie die Schweiz im Krisenfall mit einem Lebensmittelengpass umgehen würde, weiss niemand. Wer glaubt, auf jegliche Ernährungssouveränität verzichten zu können in der Hoffnung, wir würden dann schon mit billigen und obendrein hochwertigen Nahrungsmitteln aus dem Ausland versorgt, verschliesst die Augen vor der Realität.

Illusion eines Weltstaates

«Globalisierung» wurde begrifflich nie richtig erfasst. Und das rächt sich. Ganz oberflächlich bedeutet Globalisierung Weltoffenheit. Dagegen ist wohl nichts einzuwenden. Gerade für die Schweiz war diese stets selbstverständlich und eine wirtschaftliche, wissenschaftliche und kulturelle Notwendigkeit – aber immer im Wissen, dass der eigene Verantwortungsbereich, der eigene Rechtsraum, gewahrt bleiben muss. Man wusste: Staatsgebiete sind keine sentimental oder moralischen Gebilde, sondern letztlich geografisch begrenzte «Gewaltmächte». Der Schweizer Dichter und Nobelpreisträger Carl Spitteler sagte es so: «Nicht umsonst führen die Staaten mit Vorliebe ein Raubtier im Wappen. In der Tat lässt sich die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, so viel er kann. Punktum.»

Wir haben allen Grund, einem grenzenlosen «Weltstaat» zu misstrauen. Denn dort trägt niemand eine zu Ende gedachte Verantwortung. Nur der Staat mit einem souveränen Staatsgebiet, einem Staatsvolk und einer Staatsgewalt, also mit eigener Gesetzgebung, eigener



Virus als Augenöffner.

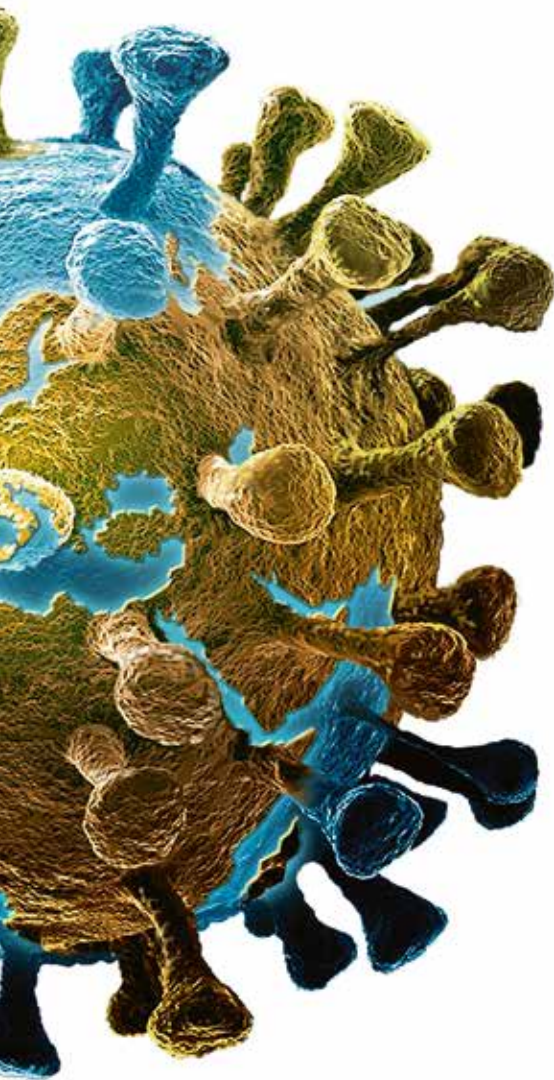
Exekutive, die das Recht durchsetzt, und eigenen Gerichten, die Recht sprechen, ist dazu in der Lage. Wer dies aus den Händen gibt, verliert die Handlungsfähigkeit.

Genau das hat in den letzten dreissig Jahren eine falsch verstandene Globalisierung zunehmend bewerkstelligt. Mit verheerenden Folgen nicht nur für die Politik, sondern auch für die Wirtschaft. Ganz konkret bei der masslosen

Die EU hat aus falsch verstandener Globalisierung die Grenzen im Innern faktisch aufgehoben.

Zuwanderung und einem angestrebten institutionellen Abkommen. Globalisierung hiess für mich stets: «Global denken, aber lokal handeln.» Zunehmend wird aber global gehandelt und lokal gedacht – sofern überhaupt noch gedacht wird.

Das zeigt sich auch andernorts: Der Schutz der Sicherheit der Menschen vor kriminellen Taten, der Schutz von Freiheit und Privateigentum sowie die demokratische Willensbildung



hend unmöglich sind. Das musste auch die Schweiz erleben, die sich wegen der EU-Personenfreizügigkeit kaum gegen die aus Norditalien eingeschleppte Krankheit schützen kann. Österreich wollte am Brenner zeitweise die Grenze gegen Italien besser kontrollieren, wurde durch die Brüsseler Zentrale allerdings rasch zurückgepfiffen. Die Personenfreizügigkeit und Schengen/Dublin lassen dies nicht zu.

Genauso unverantwortlich ist ein Asylwesen, das die meisten Asylsuchenden zwar als Scheinflüchtlinge durchschaut, sie aber dennoch mit einem Bleiberecht ausstattet, den Grossteil nicht ausschafft und mit einem Familiennachzug belohnt. Diese Zuwanderung aus Entwicklungsländern bringt Infektionskrankheiten zurück, die wir hierzulande längst überwunden glaubten.

Armee und Bevölkerungsschutz

Auch sind Bevölkerungsschutz und Armee in den letzten Jahren stark reduziert worden. Man wiegt sich in falscher Sicherheit. Der schwärmerische Einsatz für die Globalisierung verdrängt die lokalen Realitäten. Die Selbstverantwortung für unsere Sicherheit und die Verteidigungsbereitschaft werden lächerlich gemacht und massiv abgebaut. Der Krisenfall wird ausgeblendet, bis unerwartete Kriege, Seuchen, Epidemien, Naturkatastrophen hereinbrechen und den Menschen die Augen für die Wirklichkeit öffnen. Dann zählen plötzlich handfeste Dinge wie Polizei, Armee, die eigene Versorgung mit lebensnotwendigen Dingen. Doch man stellt fest: Nichts ist vorbereitet.

Vorzüge des Nationalstaates

Der Nationalstaat bleibt nach wie vor jenes Gebilde, das am besten geeignet ist, Verantwortung wahrzunehmen und den grössten Teil der Probleme zu lösen. Trotz aller Globalisierung sind in den letzten Jahren immer mehr Staaten entstanden; heute sind es weltweit nicht weniger als 193. Das Konzept des grenzenlosen Weltstaates, dem man Staatsmacht zubilligt, scheitert, sobald es ernst gilt.

Das Erfolgsrezept der Schweiz besteht einerseits seit langem in der weltweiten wirtschaftlichen Offenheit, aber ebenso in der Grundüberzeugung, das Bestimmungsrecht über die Zukunft im eigenen Lande nicht aus den Händen zu geben. Niemals und an niemanden. Freundschaftlicher Verkehr mit anderen Staaten, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Austausch ja, aber ohne das eigene Entscheidungsrecht abzutreten. Die Wahrung der eigenen Handlungsfähigkeit muss Voraussetzung bleiben.

Die politische Globalisierung durch Preisgabe der eigenen Unabhängigkeit und des künftigen Entscheidungsrechtes ist ein Irrweg, während die wirtschaftliche Weltoffenheit – sofern sie die lokale Handlungsfähigkeit anerkennt – zu Wohlstand für alle führt. Für die Schweiz ist

diese Art von Weltoffenheit keineswegs neu, sondern seit Jahrhunderten gelebte Realität. Aus meiner Erfahrung als global tätiger Unternehmer weiss ich, dass die Arbeitsteilung und das Privateigentum für eine erfolgreiche Wirtschaft unverzichtbar sind. Gewährleistet werden können sie nur durch den eigenen Staat mit seinen Organen.

Das eigene Beispiel

Unser Chemieunternehmen Ems hat in den achtziger und neunziger Jahren 117 Textilfabriken zur Produktion von Synthefasern im auf-

Die Wahrung der eigenen Handlungsfähigkeit muss Voraussetzung bleiben.

strebenden China gebaut, weil diese Textilfertigung in der Schweiz und in ganz Europa schlicht unmöglich geworden war. Ein Massenprodukt in der Schweiz zu produzieren, das andere genauso gut herstellen können und das man zunehmend in Asien absetzt, wurde unmöglich.

Darum haben wir damals das entsprechende Know-how auch an andere Massentextilländer wie Taiwan, Thailand, die Philippinen, Südkorea und Vietnam verkauft und sind in der Schweiz ausgestiegen. Mit dem in Asien erwirtschafteten Ertrag konnten wir im Bündnerland den Wandel von Ems zu einem hochmodernen Werkstoffhersteller bewältigen. Nutzniesser waren schliesslich beide, sowohl die Chinesen wie wir Schweizer. Meines Erachtens ist dies eine richtig verstandene Globalisierung: gelebte Weltoffenheit, ohne die eigene Entscheidungsfreiheit aus den Händen zu geben.

Gegensteuer – aber nicht Preisgabe

Der Prozess, den wir allgemein und oberflächlich «Globalisierung» nennen, mag vielleicht durch das Coronavirus eine gewisse Besinnung hervorbringen; sterben wird die Weltoffenheit aber hoffentlich nicht. Die weltweite Arbeitsteilung inklusive Transporte und hohen Energiebedarfs werden bleiben. Die Corona-Seuche mag uns aber die Augen öffnen, wie schnell wirklichkeitsfremde Konstrukte wie ein grenzenloser Weltstaat oder selbst der europäische Staatenbund ins Trudeln geraten. Plötzlich werden die lange vernachlässigte Vorsorge, Selbstversorgung, kontrollierte Zuwanderung und öffentliche Sicherheit gegen innen und aussen wieder ein Thema. Gerade angesichts der Herausforderung von Seuchenzügen erweisen sich Grenzen als unerlässlich. Nicht, weil die Erreger keine Grenzen überwinden könnten. Sondern deshalb, weil nur Grenzen durchsetzbare Massnahmen und Kontrollen zulassen. Und weil nur Grenzen die unteilbare Verantwortung zuweisen und damit verantwortungsvolles Handeln erst ermöglichen.

bleiben zunehmend auf der Strecke, weil die eigentlich Verantwortlichen nicht mehr entscheiden wollen oder können. Wie aktuell im Gesundheitswesen: Die Verantwortlichen – in der Schweiz grundsätzlich die Kantone, nahe bei der Bevölkerung – werden von der Uno und der Weltgesundheitsorganisation überstrahlt. Diese können bei Seuchen Empfehlungen und Weisungen erlassen, verantwortlich sind andere.

Je mehr Menschen sich in Massen zusammendrängen, desto rasanter breitet sich auch das Coronavirus aus. Daraus folgt: Ansteckung verhindern, sich abgrenzen, Risikogebiete eingrenzen. Aber in falsch verstandener Globalisierung hat die Europäische Union im Innern die Staatsgrenzen faktisch aufgehoben. Sie setzt auf freien Personenverkehr; leider zog die Schweiz mit. Kein EU-Staat kann noch darüber bestimmen, wer von Hunderten Millionen Europäern ins Land kommen darf und wer nicht. Diese grenzenlose angebliche Freiheit wird erkaufte durch eine unvorhersehbare Gefährdung im Krisenfall. Das Coronavirus hat sich in der EU so rasch ausgebreitet, weil sanitärische Massnahmen an den Grenzen weitge-

«Wendezeit»

Von Urs Gehriger — «Wir haben den höchsten Pegelstand der Globalisierung erreicht», sagt der britische Starökonom Paul Collier. Er sieht die Zukunft in kleinen, selbständigen Systemen. Und empfiehlt, von der Natur – und von der Schweiz – zu lernen.

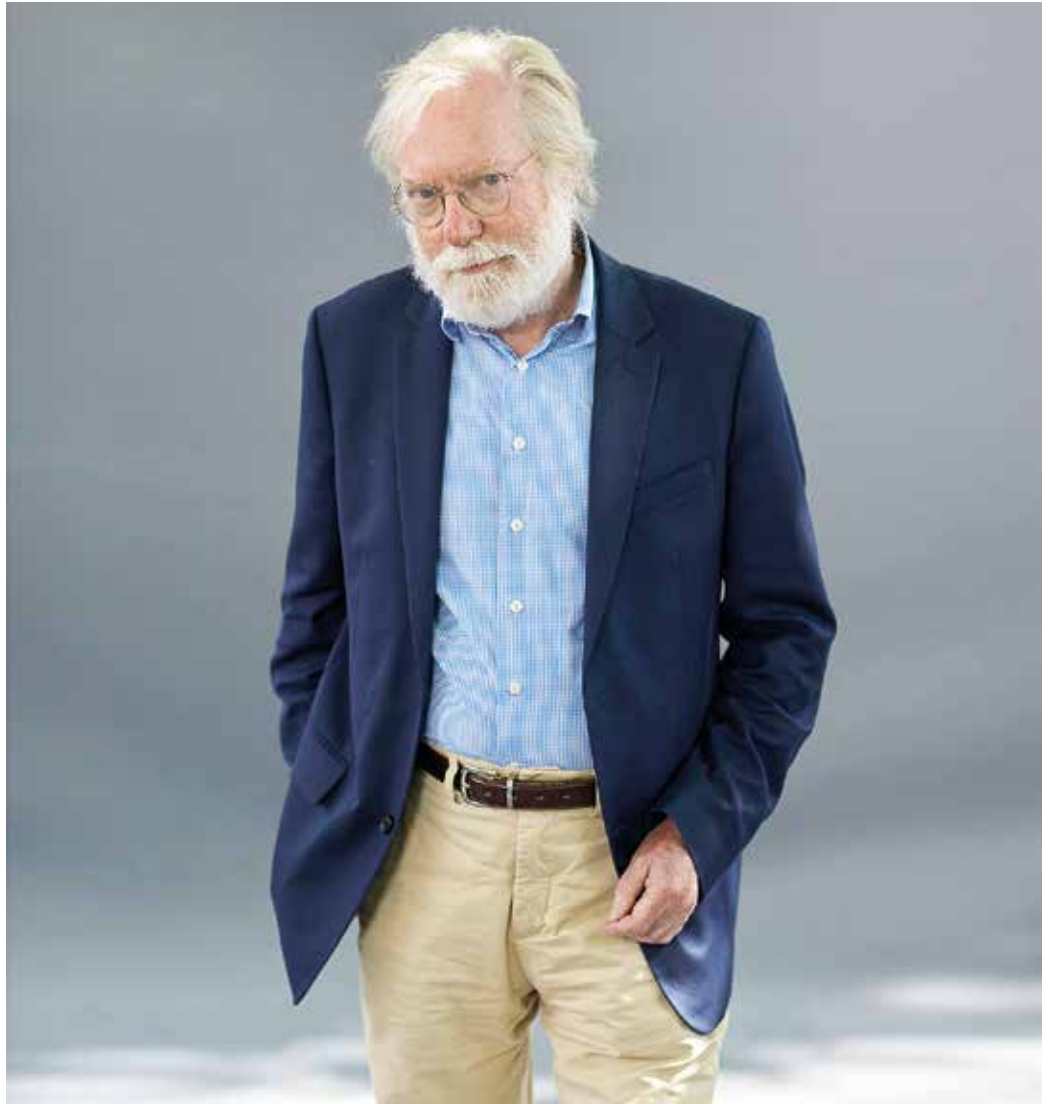
Fledermäuse, Schlangen, Federvieh? Die Welt rätselt, durch welches Tier das Elend seinen Anfang nahm. Doch längst sind an Stelle der Biester wir selbst getreten. In Zeiten der Hypermobilität, Budgetreisen und dichten Versorgungsketten ist der Mensch primärer Treiber der Corona-Epidemie.

Am Beispiel von Covid-19 erfahren wir quasi im Minutentakt die Kehrseite der Globalisierung. Maximale Vernetzung führt zu maximaler Abhängigkeit. Wird die Lieferkette an Gütern und Ersatzteilen durch ein grosses Ereignis unterbrochen, verstummen nicht nur Mobiltelefone. «Die Chinesen haben die Souveränität über meinen Harndrang», so ein Patient im Bekanntenkreis, der sich um den Nachschub seines Medikamentes sorgt. Da wir grosse Teile der Produktion von Arzneimitteln nach Asien ausgelagert haben, wachsen hier die Ängste. Kommt es zu Lieferengpässen bei Medikamenten wie Antibiotika, geht es buchstäblich um Leben und Tod.

Politik nach dem Individualismus

Sind wir mit der Globalisierung zu weit gegangen? «Natürlich sind wir das», sagt Paul Collier, einer der führenden Ökonomen unserer Zeit. Wirtschaftliche Abhängigkeiten seien das eine, gesellschaftliche Isolation das andere. «Jeder gehört überall und nirgendwo hin, das ist die psychologische Kehrseite der Globalisierung.» Die Folge davon sei das selbstreferenzielle Individuum: die Selfie-Gesellschaft, bei der sich alles nur noch um das Ich dreht. Diese Entwicklung nennt Collier eine «Tragödie», da sie im Kern dem menschlichen Naturrell widerspreche. «Der Mensch ist von Natur aus sehr viel sozialer orientiert als Tiere. Wir wollen zusammengehören und uns um andere kümmern, Verpflichtungen gegenüber anderen haben und Verpflichtungen von anderen akzeptieren.»

Ist die vernetzte Welt nicht geradezu ein ideales Biotop für soziale menschliche Wesen? Eben nicht. Das Individuum verliere in der globalisierten Welt die Orientierung und konzentriere sich letztlich auf sich selbst. Deshalb kann Entwicklungsökonom Collier dem Corona-Schock auch eine positive Seite abgewinnen. Wer sich nun aus Furcht vor Ansteckung in die eigenen vier Wände verkriecht und in der Zwangsentleunigung über unser Leben in Überschallgeschwindigkeit zu sinnieren beginnt, wird sich möglicherweise der globalen Verstrickungen bewusst.



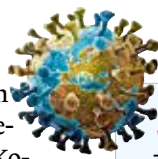
«Wir wollen zusammengehören»: Oxford-Professor Collier.

Die kritische Reflexion über die Wildwüchse des Kapitalismus sei durchaus eine positive Seite der Corona-Plage, findet Collier. In seinem letzten Buch, «The Future of Capitalism», argumentierte er, der Kapitalismus sei «moralisch bankrott». Man dürfe ihn nicht sich selbst überlassen. Man müsse ihm ein menschliches Antlitz verpassen und ihn auf eine neue, ethische Grundlage stellen, ihn in einen «sozialen Kapitalismus» überführen (*Weltwoche* Nr. 8/19).

Jetzt wird Collier im Gespräch noch deutlicher. Er spricht von einer «Wendezeit». «Ich denke, wir haben den höchsten Pegelstand des Individualismus und der Globalisierung erreicht.» Dem Thema widmet Collier sein neues Werk, das im Juli erscheinen soll. Titel: Die Gier ist tot. Politik nach dem Individualismus*. «Wir werden uns jetzt weltweit auf eine

stärker kommunitaristisch geprägte Wirtschafts- und Sozialstruktur zubewegen.» Colliers Prognose: Die vollständig globalisierte Gesellschaft erweist sich als Fantasie. An ihrer Stelle werden sich künftig verstärkt einzelne Gemeinschaften ausprägen. «Die Gemeinschaften sind nicht völlig in sich geschlossen, sie handeln miteinander, ihre Mitglieder besuchen sich gegenseitig.»

Ein Einwand: Trotzdem dürfte es die Globalisierung sein, die uns über die derzeitige Krise hinweghelfen wird. Im Mittelalter, als die Welt noch kaum vernetzt war, verseuchte die Pest ganze Landstriche und tötete 25 Millionen Menschen. Heutige Plagen können nicht mehr über lange Zeit derart horrenden Schaden anrichten. Durch die globale Verflechtung der Wissenschaft findet ein weltweiter Aus-



tausch von Forschern statt. Sie erkennen Infektionsketten, analysieren die Beschaffenheit von Viren und werden in Kooperation einen Impfstoff entwickeln. Somit ist die Globalisierung letztlich eine Falle für das Coronavirus und andere Viren.

Das mag uns allerdings bloss eine Atempause verschaffen, bis uns die nächste Krise ereilt. Was die Corona-Pandemie besonders irritierend macht, ist die hohe Zahl an unbekanntem Faktoren, die sie mit sich bringt. Unsicherheit schürt Ängste und verleitet zu Panik und irrationalen Verhalten.

Der Schlüssel

Gehört es nicht zum Leben, dass wir dauerhaft mit Unsicherheiten leben müssen? Doch, meint Collier, entscheidend aber sei, wie wir uns auf diese Unsicherheiten einstellen. Er verweist auf ein eben erschienenes, «brillantes» Buch: «Radical Uncertainty. Decision-Making for an Unknowable Future», heisst es. Co-Autor ist Mervyn King, der ehemalige Gouverneur der Bank of England. Es zeige einen Weg auf, wie sich eine Gesellschaft durch eine Welt voller Unbekanntem mit weiser Vorsehung navigieren könne. Der Schlüssel liege im Konzept der «Belastbarkeit» (resilience). «Wir müssen unsere Gesellschaften so führen, dass sie gegenüber unvorhersehbaren Dingen widerstandsfähiger sind. Das haben wir bislang nicht getan», kritisiert Collier. «Wir haben innerhalb des Modells der Globalisierung die Gewinne maximiert und dafür die Widerstandsfähigkeit geopfert. Wir haben uns so verhalten, als würde das Modell ewig weiterlaufen. Wir brauchen ein deutliches Umdenken in der Politik, das uns zu grösserer Belastbarkeit zurückführt.»

Dabei könnten wir von der Natur lernen. «Alle Arten, die lange überlebt haben, haben in ihren biologischen Systemen eine grosse Widerstandsfähigkeit eingebaut.» Das Erfolgsrezept ihrer Widerstandsfähigkeit sei die Modularität. «Man will kein System, das nur mit einem Gehirn funktioniert. Wenn das Gehirn ausfällt, bricht das ganze System zusammen.» Systeme, die überleben, haben modularen Charakter. Das heisst: Sie haben viele in sich geschlossene Systeme, die weitgehend selbständig funktionieren können.

«In gewisser Weise hat die Schweiz eine politische Struktur, die ziemlich modular ist», so Collier. Sie habe wegweisenden Charakter. «Wir sollten unsere gesamten Wirtschaften und Gesellschaften in diese Richtung gestalten.»

Paul Collier ist Professor für Wirtschaft und öffentliche Politik an der Blavatnik School of Government in Oxford. Er ist Autor verschiedener Standardwerke über Migration («Exodus») und Armut («Die unterste Milliarde») und zählt zu den führenden Wirtschaftswissenschaftlern der Gegenwart.

Paul Collier, John Kay: Greed Is Dead. Politics After Individualism. Erscheint im Juli.

Talent zur Anpassungsfähigkeit

Von Beat Gygi — Wie wird die Wirtschaft in der Krise unterstützt? Rezepte des Chefökonom des Bundes.

Droht der Weltwirtschaft oder der Schweizer Wirtschaft eine Rezession wegen des Coronavirus? In Deutschland, dem wichtigsten Handelspartner der Schweiz und praktisch Taktgeber für den hiesigen Wirtschaftsgang, haben Konjunkturprognose-Institute am Dienstag bereits von einer Rezession gesprochen, etwa das Institut für Weltwirtschaft in Kiel und das Ifo-Institut in München. Dies lässt aufhorchen, denn meistens ist Deutschlands Verfassung entscheidend für die Schweizer Firmen. Allerdings ist im Auge zu behalten, dass die deutsche Industrie schon seit verganginem Jahr in einer Rezession steckt und die Wirtschaft durch die Dienstleistungen und durch den Konsum einigermaßen lebendig gehalten wurde. Sofort werden jetzt überall Ankerbelungsprogramme gefordert.



Eric Scheidegger.

Was tut in der Schweiz der Bund, um die Wirtschaft in der Corona-Krise zu unterstützen? Er bleibt nüchtern.

Botschafter Eric Scheidegger, stellvertretender Direktor des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) und Chefökonom des Seco – eigentlich kann man sagen des Bundes –, legt im Gespräch dar, dass der Staat nicht einfach gleich alle Hebel in Bewegung setze, um Hilfe zu versprechen. Man gehe schrittweise in einer rollenden Analyse vor, um zu ermitteln, wo wirklich Massnahmen angebracht seien. «Die Schweizer Wirtschaft ist immer wieder überraschend beweglich und innovativ», sagt Scheidegger und fügt an: «Auch in sehr anspruchsvollen Situationen darf man die Widerstandsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit der Unternehmen nicht unterschätzen.»

Er erinnert beispielsweise an die für viele Unternehmer als Schreckensereignis wahrgenommene Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze im Januar 2015. Sogleich nach dem Ereignis hätten Konjunkturbeobachter schon die Rezession ausgerufen. Im Seco habe man sich Zeit gelassen für genauere Analysen und habe dann Mitte März für 2015 die Voraussage eines 0,9-prozentigen realen Wirtschaftswachstums publiziert, vorher hatte man ein Plus von 2,1 Prozent erwartet. Ende 2015 habe das reale Wachstum

dann 1,3 Prozent betragen. Die Schweizer Wirtschaft hatte also einen enormen Schlag durch enorme Leistungen einigermaßen weggesteckt.

Gibt es auch Lehren aus der Finanzkrise 2008, die noch aktuell sind? Ja, meint Scheidegger, und das sei genau die Leitplanke der Schweizer Wirtschaftspolitik: automatische Stabilisatoren, quasi eine eingebaute Selbstregelung. Bei einer starken Konjunkturabkühlung und selbst bei einer technischen Rezession – also einem Minus des Bruttoinlandsprodukts (BIP) in zwei Quartalen nacheinander – könne man auf diese automatischen Stabilisatoren vertrauen. Diese wirkten zuverlässig, so dass man auf möglicherweise vorschnelle staatliche Interventionen verzichten könne. «Wir haben zurzeit erstens eine leistungsfähige, sanierte und

schuldenfreie Arbeitslosenversicherung, die den Haushalten bei einem Stellenverlust ihre Kaufkraft je nach Beitragsdauer bis zu 520 Tage aufrechterhält», sagt Scheidegger.

Noch stärker im Vordergrund steht zurzeit der zweite automatische Stabilisator, der bereits in Kraft ist: die Kurzarbeit. Dieses Instrument ermöglicht aufgrund von Coronavirus und dem Nachweis von negativen wirtschaftlichen Folgen sowie Ausfall von Betriebsstunden eine Entschädigung für ausgefallene Arbeitsstunden. Mit diesem Instrument, so Scheidegger, blieben Arbeitsplätze erhalten.

Als dritter automatischer Stabilisator kommt etwas ins Spiel, das man gefühlsmässig gar nicht mit wirtschaftlicher Belebung verbindet, nämlich die Schuldenbremse. Aber es ist so: Die Flexibilität ist so gross, dass über den Konjunkturzyklus hinweg in Rezessionen ein Budgetdefizit erlaubt ist, das in guten Zeiten dann wieder wettzumachen ist. Und wenn das alles nicht ausreicht? «Wenn es zu einer schweren Rezession mit einem starken Einbruch des BIP über längere Zeit und einer absehbaren erheblichen Zunahme der Arbeitslosigkeit kommen sollte, können weitere Massnahmen sinnvoll sein», meint Scheidegger. Es sei dann ebenfalls Schritt für Schritt vorzugehen.

Mörgeli

Knüppel aus dem Sack

Von Christoph Mörgeli

Immer gleich das Gefährlichste», würde Gottfried Keller sagen. Die Kritik der Aufsichtsbehörde am Bundesanwalt könnte vernichtender kaum ausfallen. Michael Lauber habe Amtspflichten verletzt, mehrfach die Unwahrheit gesagt und illoyal gehandelt. So urteilt das Gremium unter dem linksorthodoxen Hanspeter Uster über den bürgerlichen Bundesanwalt. Aufseher Uster und der beaufsichtigte Lauber – das ist keine Traumpaarung. Der Prinzipienreiter Uster kann den Pragmatiker Lauber nicht ausstehen. Und umgekehrt.

Der *Tages-Anzeiger* findet, entweder Uster oder Lauber müsse gehen. Es ist keine Frage: Hanspeter Uster muss gehen. Nur schon wegen des Satzes, mit dem die Aufsichtsbehörde ihre Disziplinarsanktion einer Lohnkürzung von 8 Prozent begründet: «Sanktionsmindernd fällt ins Gewicht, dass in den verfügbaren Akten keine Hinweise enthalten sind, dass der Bundesanwalt unrechtmässige Geld-, Sach- oder Personaldienstleistungen empfangen hat.»

Dieser Satz ist eine Katastrophe. Er sagt aus, man habe Bundesanwalt Michael Lauber in den «verfügbaren Akten» keine Korruption nachweisen können. Er stellt in den Raum, dass eine Korruption in den «nicht verfügbaren Akten» sehr wohl zum Vorschein kommen könnte. Und dass Lauber im Fall, dass er sich hätte schmieren lassen, mit 10 Prozent Lohnabzug hätte rechnen müssen. Sind wir eigentlich in Äquatorialguinea? Könnte die Aufsichtskommission den geringsten Korruptionsnachweis gegen Lauber belegen, wäre er heute schon Geschichte. So aber ist der Satz nichts als unsachliche Diffamierung und böswillige Rufschädigung.

Hanspeter Uster und seine andern sechs Aufseher blasen Mücken zu Elefanten auf. Die Fehler Laubers stehen in keinem Verhältnis zu den Lügen und Gesetzesbrüchen seiner Vorgänger Erwin Beyeler und Valentin Roschacher. Uster hat sich und seine Aufsichtsbehörde als unfähig beurteilt, selber eine Disziplinaruntersuchung gegen den Bundesanwalt zu leiten; er wollte dies einem externen Experten übertragen. Und scheiterte damit hochkant vor dem Bundesverwaltungsgericht. Trotz dieser Fehlleistungen denkt die Aufsichtsbehörde nicht daran, sich die eigenen üppigen Bezüge zu kürzen. Bloss Michael Lauber soll um 8 Prozent Jahreslohn bluten. Er kann sich trösten mit dem ewig wahren Satz: «Die Pferde rennen nach dem Lohn, die Esel erhalten ihn.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Armee ohne Schutzmasken, Schweiz ohne Winterenergie

Von Peter Bodenmann — Typisch Ogi, Schmid, Maurer und Parmelin.



Niemand in Europa produziert pro einer Million BIP so wenig Wind- und Solarstrom wie die Schweiz.

Als Soldat habe ich zwei verschobene Wiederholungskurse in der Armeepothek in Blausee-Mitholz verbummelt. Mitten in einem Minenfeld. In der Beiz regten sich die Gemeinderäte darüber auf, dass sie die Anlage nie von innen sehen durften. Dies im Gegensatz zu einem linken Armeeverächter wie mir.

Damals zählte die Schweizer Armee 800 000 Soldaten. Die Armeepothek war keine Apotheke, sondern eine Chemiefabrik für dieses Massenheer. Sie hätte im Kriegs- oder Katastrophenfall alles produzieren können, was die Truppe gebraucht hätte.

Während 25 Jahren war die SVP für die Armee zuständig. Die Verteidigungsminister Ogi, Schmid, Maurer und Parmelin machten, was die Obersten wollten. Selbst gegen das zu teure Retrofit der Mowag-Wägelchen setzte sich Ueli Giezendanner erfolglos zur Wehr. Die Armeepothek liess man links liegen. Heute steht die Armee ohne genügend Schutzmasken, ohne genügend Schutzanzüge, ohne Antibiotikaproduktion hilflos da.

Der abtretende Präsident der Elcom, Carlo Schmid, ist ein Appenzeller Lama. Er hat als Parteipräsident die einst stolze CVP mit in den Abgrund geritten. Der Lichtblick: Im Gegensatz zu Simonetta Sommaruga dämmert es der Elcom langsam, dass das Problem der Schweiz versorgungsseitig der Winterstrom sein wird. Verdammt spät, aber besser spät als nie.

Wer das Problem Winterstrom richtigerweise mit möglichst wenigen Stromimporten lösen will, muss nur zwei Massnahmen ergreifen:

Kurswechsel 1: Heute kann man die landwirtschaftliche Nutzung der Weiden und Felder mit der Produktion von Solar-Energie umweltfreundlich kombinieren. Nur in der Schweiz nicht. Weil Sommaruga stattdessen die Dächer der Bauern mit Solarzellen vollpflastern lassen will. Tönt gut, ist aber ökologisch und ökonomisch ein totaler Irrweg.

Kurswechsel 2: Heute bekommt, wer Solaranlagen auf sein Dach schraubt, pro Kilowatt installierter Leistung 300 Franken Subvention. Neu müsste man pro absehbar im Winter produzierten 300 Kilowattstunden Strom diese einmalige Subvention von 300 Franken erhalten. Sommerstrom ist so überflüssig wie das Coronavirus.

Die untergehende Sonne würde in den Vor-alpen und Alpen bifaziale Sonnenfelder in ein kräftiges Abendrot tauchen. Weil man hier mit Solarzellen 40 bis 50 Prozent Winterstrom produzieren kann. Moritz Leuenberger hat das Problem nicht begriffen. Doris Leuthard auch nicht. Und Simonetta Sommaruga setzt auf Sommerstrom.

Der Schweiz wird es beim Winterstrom gleich ergehen wie mit den Schutzmasken, Schutzanzügen und Antibiotika.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Weitab vom Schuss

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten sind enorm zuverlässig. Wenn sie politische Prognosen machen, dann verhaufen sie sich.

Heute machen wir uns etwas über die Journalisten lustig. Wir wählen dazu *Watson*, eines der grossen News-Portale. Wir betrachten die Storys zum US-Wahlkampf.

Für *Watson* war die Nachfolgerin von Donald Trump gesetzt: Es war Elizabeth Warren. Wörtlich: «US-Wahlkampf: Elizabeth Warren stürmt an die Spitze.»

Für *Watson* war auch eine zweite Nachfolgerin von Donald Trump gesetzt. Es war Amy Klobuchar. Wörtlich: «Diese Frau kann Trump schlagen.»

Für *Watson* war auch ein dritter Nachfolger von Donald Trump gesetzt. Es ist Bernie Sanders. Wörtlich: «Sanders hat eine realistische Chance, ins Weisse Haus einzuziehen.»

Drei Schüsse in den Ofen. Warren und Klobuchar sind längst aus dem Rennen, Sanders liegt zurück.

Wie kann man sich dermassen verspekulieren? Haben sich da auf der jungen Redaktion von *Watson* ein paar Volontäre ausgetobt, die keine Ahnung von Politik haben? Nein. Die Prognosen stammen allesamt von *Watson*-Doyen Philipp Löpf, dem früheren Chefredaktor von *Tages-Anzeiger* und *Sonntagsblick*.

Politische Fehlprognosen der Medien sind also nicht Anfängerfehler, sondern eine übergreifende Berufskrankheit.

Bevor wir zur Erklärung der Krankheit kommen, wollen wir die Kollegen von *Watson* mit einer anderen Schlagzeile zur US-Wahl etwas aufmuntern. «Joe Biden steht vor dem Aus», schrieb vor kurzem der *Tages-Anzeiger*. Es war ein vergleichbares Beispiel von höherem prognostischem Blödsinn.

Wenn Journalisten Vorhersagen abgeben, liegen sie meist daneben. Besonders daneben liegen jeweils die Auslandredaktoren. Genauso wie sie zuvor bei der Trump-Wahl und beim Brexit danebenlagen, genauso verhaufen sie sich zuletzt im US-Wahlkampf und bei den Wahlsiegen von Boris Johnson und Benjamin Netanjahu.

Wenn Journalisten schon keine Ahnung haben, so fragt man sich, warum legen sie dann mit Fehlprognosen immer wieder den Beleg ihrer Kurzsichtigkeit vor?

Es hat mit dem gewandelten Berufsverständnis zu tun. Es erlebt so etwas wie eine digitale Destruktion. Früher war die Vermittlung von Information die Kernaufgabe der Medien. Das Internet stellte das auf den Kopf. Information ist heute jederzeit und unentgeltlich zu haben. Information wurde von einer Luxusware zu einem Nebenprodukt.



Höherer prognostischer Blödsinn: Altmeister Löpf.

Die Journalisten suchten einen Ausweg, um ihre Wichtigkeit aufrechtzuerhalten. Sie fanden ihn in der Deutung. Nicht die Vermittlung von Information, sondern die Deutung der Welt ist heute der selbstdefinierte Daseinszweck der Medien. Man nennt es «Einordnung». Der Hang zur Deutung führt schnurgerade zu Vorhersagen über künftige Ereignisse und damit zu Wahlprognosen. Erst Zukunftsdeutung macht die Auguren relevant, das wussten sie schon im alten Rom.

Das Problem ist nur, dass unsere heutigen Auguren oft wenig Ahnung von politischen Entwicklungen haben. Es hat viel mit der «Journalisten-Bubble» zu tun, dem weltfremden Drehen im kleinen, eigenen Kreis. Selbst viele amerikanische Korrespondenten gehören nicht zum White House Press Corps und haben so keinen direkten Zugang zu den Opinionleadern vor Ort. Stattdessen sitzen sie weitab vom Schuss im Büro und schreiben aus *New York Times* und *Washington Post* ab.

Eine kreative Lösung des Problems hat soeben die NZZ-Gruppe vorgestellt: Erst titelte die *NZZ am Sonntag*: «Trumps Wiederwahl steht wohl nur noch wenig im Wege». Umgehend titelte nun die Schwester *NZZ*: «Warum Donald Trump die Wahl verlieren könnte».

Wiederwahl. Abwahl. Das Haus NZZ bekommt so oder so recht. Wir gratulieren zum journalistischen Weitblick.

Sicherheit

Von Henryk M. Broder — Mit einer Pandemie rechnete niemand.

Zwei Dinge sind es, die den Kern der deutschen Identität ausmachen. Zum einen das «Preis-Leistungs-Verhältnis», das nicht nur beim Kauf eines Autos oder eines Eigenheims entscheidend ist, sondern auch bei kleineren Anschaffungen wie einer Kaffeemaschine oder einer Matratze; zum anderen die «Planungssicherheit», die Banken und Investoren brauchen, um sich an einem grösseren Projekt zu beteiligen, wie dem Bau der neuen Tesla-Fabrik bei Berlin.



Damit hat es sich nun. Ein Versprechen wird wahr, das die grüne Politikerin Katrin Göring-Eckardt im November 2015 gegeben hat: «Unser Land wird sich ändern, und zwar drastisch. Und ich freue mich drauf!» Und genau das passiert gerade, Deutschland ändert sich drastisch, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde.

Die Leipziger Buchmesse wurde abgesagt, ebenso die Internationale Tourismus-Börse in Berlin und die Handwerksmesse in München. Die Musikmesse in Frankfurt und die Hannover-Messe, eine der global wichtigsten Industriemessen, wurden «verschoben». Die Lufthansa will die Hälfte ihrer Flüge streichen und ein Viertel ihrer Flieger einmotten. Grosse Firmen lassen Teile ihrer Belegschaft im «Home-Office» arbeiten und raten Mitarbeitern von «innerdeutschen Dienstreisen» und «Reisen mit öffentlichen Verkehrsmitteln» ab. Gesundheitsminister Spahn empfiehlt, Veranstaltungen mit mehr als tausend Teilnehmern abzusagen. Dennoch wird in der Bundesliga weitergespielt, vor vollen Rängen. Ein Vertreter der Ärzteschaft sagt voraus, ein Grossteil der Bevölkerung werde sich «anstecken, bevor die Ausbreitung zu einem wirklichen Halt kommt», dennoch sei das Coronavirus «eher eine mediale als eine medizinisch relevante Infektion».

Und was tut Deutschland? Es überlegt, wie es dem Problem mit Geld beikommen könnte. Ein bekannter Ökonom schlägt vor, die Mehrwertsteuer zu senken, um den Konsum anzuregen, die Bundesregierung bereitet ein Konjunkturprogramm für den Fall vor, dass das Coronavirus die deutsche Wirtschaft «stark treffen» sollte – dieselbe Bundesregierung, die es versäumt hat, dafür zu sorgen, dass die Herstellung von Arzneimitteln nicht nach China und Indien ausgelagert wird. Eine Pandemie hatte niemand auf dem Schirm. Wir hatten uns auf eine Klimakatastrophe eingestellt.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man nachts in der Stadt Zürich mit Licht Velo fahren? Oder sollte man aus Solidarität mit den schwarz radelnden Hipstern auf solch besserwisserisches Verhalten verzichten?

Remo Gubler, Zürich

Viel entscheidender als das Licht ist, was für einen Göppel Sie fahren, welchen Esel Sie bewegen, auf welchen Bock Sie sich schwingen; am besten auf einen alten Renner, möglichst secondhand und scheppernd. Oder Sie taufen Ihr Zweirad – mit Körbchen fürs Marktgemüse und Berliner Flair – auf den Namen Berta und knüpfen eine lachsrosa Charakterschleife um den Lenker. So dürfen Sie Ihr leuchtendes Statusmobil sogar ordnungsgemäss über den Zebrastrifen schieben.

Roman Zeller

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Gelegentlich sitze ich mit Herrn Petkovic auch auf ein Glas Wein zusammen – und wir sprechen nie über Fussball.» *Alexander von Wyttenbach*

Petkovics Erfolgsgeheimnis

Nr. 10 – Interview mit Fussballnationaltrainer Vladimir Petkovic

Wenn Herr Petkovic zu Hause ist, begegnen wir uns oft, weil wir Nachbarn sind. Gelegentlich sitze ich mit ihm auch auf ein Glas Wein zusammen – und wir sprechen nie über Fussball. Dabei fällt einem sofort seine Fähigkeit zur Empathie auf: Ich kann bezeugen, dass das Interview in der *Weltwoche* voll zutrifft. Als Trainer hat er die Fähigkeit, auf jeden einzelnen Spieler einzugehen. Mit seiner Biografie und seiner mitfühlenden Art ist er in der Lage, die Spieler unserer Nationalmannschaft mit den unterschiedlichen kulturellen Wurzeln zu verstehen und sie zu einem Team werden zu lassen: Das ist sein Erfolgsgeheimnis.

Alexander von Wyttenbach, Minusio

Mehr als das Leben

Nr. 10 – Dr. M. über den Sinn des Lebens

Unseres Lebens Sinn ist mehr als das Leben, sonst unterscheiden wir uns kaum von den Tieren. Unseres Lebens Sinn ist die Liebe, ohne welche wir nicht überleben.

Daniele Schibler, Porto Ronco

Boris Johnson einladen

Nr. 10 – «Operation <besondere Lage>»; Hubert Mooser über den Bundesrat und das Coronavirus

Ein tolles Bild, nur Ueli Maurer schmunzelt verschmitzt. Vielleicht, weil er weiss, dass nur Infizierte einen Mundschutz tragen müssen. Sommaruga, Keller-Sutter und Cassis, die uns an die EU binden wollen – hinterrücks nach Absprache mit von der Leyen –, müssten per sofort aus der Politik ausscheiden. Sie haben das Volk heimtückisch hintergangen. Wenn die drei unbedingt in die EU wollen, dürfen sie gerne gehen. Vielleicht könnten wir Boris Johnson einladen, der ihnen erklärt, was die EU für uns bedeuten wird. Schliesslich ist Grossbritannien nicht zum Spass ausgetreten.

Susi Amstutz, per E-Mail

Noch mehr bewirkt

Nr. 9 – «Freigeist in Freiburg»; Erik Ebnetter über die Uni Freiburg

Der Freigeist hat in Freiburg noch einiges mehr bewirkt, als in diesem beachtenswerten Beitrag beschrieben ist. 1976 wurde an der Universität das Institut für Verbands-, Stiftungs- und Genossenschaftsmanagement als



«Fähigkeit zur Empathie»: Trainer Petkovic.

erstes Institut dieser Art in der Schweiz gegründet. Der damalige Rektor meinte zum Gründer, Professor Ernst-Bernd Blümle: «Sie können alles unternehmen, sie kriegen nur kein Geld.» So entstand ohne staatliche Mittel das bedeutendste Institut Europas auf diesem Gebiet. Freiburg hatte auch das erste universitäre Medieninstitut der Schweiz, lange vor Bern oder Zürich. Die Universität war zudem *first mover* im IT-Bereich. Als ich 1967 als HSG-Absolvent nach Freiburg kam, staunte ich nicht schlecht, dass Studenten an richtigen Computern arbeiteten. In St. Gallen standen solche Geräte noch nicht allgemein zur Verfügung. *Prof. em. Robert Purtschert, Bern*

Saubere Geschäfte

Zur Konzernverantwortungsinitiative

Ich habe viele Jahre in internationalen Konzernen gearbeitet und kenne daher auch ihr Innenleben. In den Forschungsabteilungen dieser Konzerne habe ich zahlreiche Kolleginnen und Kollegen erlebt, die ihre Arbeit immer auch unter ethischen Aspekten kritisch betrachteten. Diese haben sich – wie ich selbst auch – des Öfteren über Entscheide der Geschäftsleitung geärgert, die kurzfristige ökonomische Interessen über die Verantwortung und auch über das Renommee internationaler Konzerne stellten. Motto: «Wegschauen und nicht wissen, solange die Kasse stimmt.» Mit einer deutlichen Annahme der Konzernverantwortungsinitiative schaden Sie den Konzernen keineswegs, aber Sie geben denjenigen

Mitarbeitern mehr Gewicht, die sich für saubere Geschäfte engagieren.

Hans Sigg, Winterthur

Sand in die Augen Zur Übergangsrente

Es ist eine alte Wahrheit: Wer Verdrängungspolitik macht, hat etwas zu verbergen. Ein Beispiel ist die Personenfreizügigkeit, die unser Land nicht mehr verkraften kann. Mit der Übergangsrente, die der Steuerzahler finanzieren muss, wird dem Volk Sand in die Augen gestreut. Das Volk soll die Wahrheit des herrschenden Übels nicht erkennen. Mit viel Geld vom Volk soll das Volk gekauft werden. Unsere Regierung in Bern verdreht die Wahrheit und folgt dem Irrweg. Bleiben wir bei der Wahrheit, und stimmen wir für die Begrenzungsinitiative. Heidi Gut, Thalwil

Felix Austria!

Nr. 10 – «Export-Wachstumsmaschine»; Beat Gygi über die Personenfreizügigkeit

In diesem Text kommen mit Josef Zweimüller und Reto Föllmi zwei führende Ökonomen der Schweiz zu Wort, die erklären, weshalb der Bevölkerungszuwachs der Schweiz seit den Bilateralen von 2002 jenen Österreichs übertrifft. Zu einem guten Teil geht der Unterschied auf die stärkere Immigration aus dem EU-Raum in die Schweiz zurück, obwohl Österreich Mitgliedsland der EU ist. Die beiden Ökonomen bringen den Unterschied mit der stärkeren Exportorientierung, der Einbettung in Nachbarländer mit gleicher Sprache und den höheren Einkommen der Schweiz in Verbindung. In der Analyse kommt aber ein zentraler Unterschied nicht zur Sprache: Während die Schweizer Regierung nicht nur Abkommen mit, sondern auch Wünsche der EU umgehend und eins zu eins umsetzt, verhält sich die österreichische weit weniger Brüssel-konform. Ein schlagendes Beispiel ist die Zahl der aufgenommenen Eritreer (deren Integration sehr kostspielig ist). In der Schweiz waren dies gemäss *Blick* geschätzte 30 000, in Österreich gemäss *Südwind-Magazin* 182 (offizielle Statistiken fehlen weitgehend). Es ist sehr zu vermuten, dass Österreich auch gegenüber Migrant*innen aus den neuen, armen EU-Ländern Mittel und Wege findet, um die an sich vereinbarte Freizügigkeit der Arbeitskräfte mindestens ein Stück weit zu unterlaufen. Felix Austria! Peter Zweifel, per E-Mail

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wir haben das konkrete Problem, dass unser Sohn im nächsten Jahr in die vierte Klasse wechselt. Wir wohnen in einer privilegierten Gegend. Er ist jetzt an einer Privatschule, wo er zweisprachigen Unterricht erhält. Nun hat diese Privatschule zwar einen guten Ruf, aber sie bringt nur sehr wenige Sechstklässler aufs Gymi-Niveau. Wir fragen uns, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, unseren Sohn wieder zurück an die öffentliche Schule zu schicken. Dort allerdings fällt uns auf, dass der Unterricht oft ohne oder mit nur wenigen Hausaufgaben erfolgt. Das wissen wir, weil eines unserer Kinder an der öffentlichen Schule ist. Wir zweifeln allgemein etwas an unserer Volksschule, die nicht mehr das Niveau von früher zu haben scheint. Was raten Sie uns? Eine bessere Privatschule suchen oder den Bub zurück an die öffentliche Schule schicken? R.C. Erlenbach

Alles hat seine Vor- und Nachteile. Beim Entscheiden stellt sich stets die Frage: Welche Vorteile sind mir wichtig, und welche

Nachteile will ich auf jeden Fall vermeiden? Nach Ihrer Ansicht hat die Privatschule den Vorteil, dass es dort einen zweisprachigen Unterricht gibt. Zudem hat diese Schule «einen guten Ruf». Aber auffallend wenig Sechstklässler dieser Schule mit gutem Ruf sind fähig, ins Gymnasium überzutreten. Wenn das Letztere für Sie entscheidend ist, dann würde ich erwägen, die Schule zu wechseln. Wenn Ihnen aber die Zweisprachigkeit oder der gute Ruf der Privatschule wichtiger sind, dann würde ich das Kind an der Privatschule lassen.

Nach Ihrer Darstellung scheint der Nachteil der öffentlichen Volksschule vor allem darin zu liegen, dass diese nur wenig Hausaufgaben erteilt. Aber ist dies denn so schlimm? Falls die Schüler ohne viel Hausaufgaben vorankommen, ist dies ja keineswegs problematisch. Wenn Sie aber eine noch bessere Privatschule finden, die eventuell zweisprachig ist und gute Schüler «produziert», ist das vielleicht die beste Lösung. Natürlich sind auch andere Kriterien (Schulweg, Wechsel, neues Umfeld etc.) in Erwägung zu ziehen. Die Frage ist dann: Was wollen und können Sie Ihrem Kind zumuten? Ich bemerke zur Zeit, dass man glaubt, ein Kind müsse unbedingt die allerbeste der besten Schulen besuchen, um das Leben meistern zu können. Aber die Erfahrung zeigt, dass dem glücklicherweise nicht so ist.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern
und
Illustrationen



Zweikampf der Alphatiere

Bundesanwalt Michael Lauber wird von seinem Aufseher Hanspeter Uster disqualifiziert. Es ist allerdings zu einfach, dem obersten Ankläger allein die Schuld am Desaster zuzuschreiben.

Von Katharina Fontana

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Als Bundesanwalt Michael Lauber im letzten September von der Vereinigten Bundesversammlung knapp für eine weitere Amtszeit wiedergewählt wurde, bedankte er sich vor den Fernsehkameras höflich für das Vertrauen der Parlamentarier und verschwand danach weitgehend von der Bildfläche. Die wochenlangen politischen Debatten um seine Person hatten sichtlich am 54-jährigen Bundesanwalt gezehrt, Lauber wirkte hager, seine Haltung gebeugt. Nach der Wiederwahl ging das Ringen zwischen Lauber und der AB-BA, der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft, weiter. Das Parlament hatte dem obersten Ankläger zwar widerstrebend nochmals Kredit gegeben, doch schwebte die gegen Lauber laufende Disziplinaruntersuchung der AB-BA wie das Schwert des Damokles über ihm. Vor wenigen Tagen nun ist dieses gefallen, und es hätte Lauber kaum schlimmer treffen können.

Im Urteil der Aufseher hat der Bundesanwalt so ziemlich alles falsch gemacht, was er falsch machen konnte: Er habe bewusst Unwahrheiten erzählt, sich illoyal verhalten, seine Treuepflicht verletzt und ein im Kern «falsches Berufsverständnis» gezeigt. Laubers Lohn von rund 300 000 Franken soll wegen seiner «gravierenden Pflichtverletzungen» während eines Jahres um acht Prozent gekürzt werden. Jeder Bundesangestellte, der derart grottenschlecht beurteilt würde, müsste unverzüglich seinen Schreibtisch räumen und sich nach einer neuen Stelle umsehen. Für den obersten Strafverfolger, an den punkto Gesetzestreue und Redlichkeit besonders hohe Massstäbe anzulegen sind, sind solche Einschätzungen beruflich wie persönlich geradezu vernichtend. Die meisten Kommentatoren und etliche Politiker tendieren denn auch zur Auffassung, dass der Bundesanwalt untragbar geworden sei und dass ihm nur der schnelle Abgang bleibe, wolle er weiteren Schaden von sich und seiner Behörde abwenden. Zu Recht?

In der Abwärtsspirale

Die Causa Lauber erinnert an ein Drama, in dem der Protagonist in eine heikle Situation gerät, falsch reagiert, seinen Fehler zu vertuschen versucht und sich damit immer tiefer ins Unglück hineinreitet. Laubers «heikle» Situation war, wenn man so will, das aufsehenerregende Verfahren rund um den Weltfussballverband Fifa, das im Frühling 2015 mit der Verhaftung hochrangiger ausländischer Funktionäre im Zür-

cher Hotel «Baur au Lac» und der Hausdurchsuchung bei der Fifa für einen internationalen Paukenschlag sorgte; die entsprechenden Bilder gingen um die Welt. Laubers Behörde hatte Mühe, die riesige Menge an Daten zu bewältigen, Handfestes zu den vermuteten Bestechungen im internationalen Fussballgeschäft herauszufiltern und Prioritäten in den vielen Verfahren zu setzen, die sie eröffnete. Der Druck war gewaltig, das internationale Interesse enorm, und um die Untersuchungen voranzubringen und eine peinliche Schlappe seiner Behörde zu verhindern, scheint sich Lauber auf Methoden eingelassen zu haben, von denen er wohl besser Abstand gehalten hätte.



Warum so vehement? Aufseher Uster.

So traf sich der Bundesanwalt, wie in den Medien vielfach beschrieben, beispielsweise mehrere Male in trauter Runde mit Fifa-Präsident Gianni Infantino – die Fifa ist notabene Verfahrenspartei –, liess die Gespräche gesetzeswidrig nicht protokollieren und machte später Erinnerungslücken geltend. Als die Fifa-Affäre einen ersten Höhepunkt erreicht hatte, besprach sich Lauber mit einem engen Freund Infantinos – dem Walliser Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold – und behauptete später stur, man habe bei diesem Treffen in keiner Art und Weise über die Fifa und eine mögliche Verwicklung Infantinos geredet, sondern lediglich «über allgemeine strafrechtliche Fragen». Laubers Medienchef André Marty verstieg sich

gar zur Aussage, beim Treffen mit Arnold sei es allgemein um «die Organisation der Bundesanwaltschaft» gegangen. Dass ein Infantino-Intimus einen Termin beim vielbeschäftigten Bundesanwalt erhält und eigens vom Wallis nach Bern reist, um ein bisschen harmlosen Smalltalk unter Strafverfolgern zu machen – solche Aussagen stinken meilenweit gegen den Wind, und dass Lauber darauf beharrt, lässt einen ein bisschen an seiner Cleverness zweifeln.

Einseitig und anklägerisch

Für sich allein genommen, mag man die prozessualen Ungereimtheiten und Verstösse, die sich Lauber hat zuschulden kommen lassen, als Kleinigkeiten ansehen. In der Summe aber ergeben sie ein fragwürdiges Bild der Praktiken, die der Bundesanwalt im Fifa-Verfahren angewendet hat – man hat den Eindruck, die Strafverfolger hätten eine ungute Nähe zur Fifa gepflegt und sich Hintertreppenabsprachen bedient, um den Weltfussballverband bei den Ermittlungen ins Boot zu holen. Als die informellen Treffen 2018 aufflogen, schien es zunächst, als ob Lauber ungeschoren davonkäme. Die AB-BA erteilte dem Bundesanwalt eine sanfte Empfehlung, er solle doch bitte künftig Gespräche mit Parteien protokollieren und zu den Akten nehmen, wie dies die eidgenössische Strafprozessordnung verlangt. Mehr war nicht, die Sache schien ausgestanden.

Kurze Zeit später aber drehte der Wind, und Lauber geriet in eine eigentliche Abwärtsspirale. Die AB-BA erhielt nämlich Anfang 2019 einen neuen Präsidenten: Hanspeter Uster. Der frühere Zuger Justizdirektor gehörte der AB-BA zu jenem Zeitpunkt zwar schon seit mehreren Jahren an, hatte sich allerdings stets im Hintergrund gehalten. Als Präsident schlug der ehemalige linke Bürger-schreck dann aber rasch andere Töne an, nahm seine neue Aufgabe als oberster Aufseher sehr ernst und eröffnete im Mai 2019 eine Disziplinaruntersuchung gegen Lauber, um Licht ins Dunkel der Geheimtreffen zu bringen.

Hätte Lauber zu jenem Zeitpunkt gewisse Vorgehensfehler eingeräumt, sich Asche aufs Haupt gestreut und Besserung gelobt, sässe er heute womöglich wieder fest im Sattel. Doch der Bundesanwalt zeigte sich unwillig und beklagte sich in einem bizarr anmutenden Medienauftritt darüber, dass die AB-BA eine institutionelle Krise heraufbeschwöre



Bodenhaftung verloren: Bundesanwalt Lauber.



In trauter Runde: Oberstaatsanwalt Arnold (l.) und Fifa-Präsident Infantino.

und durch die Disziplinaruntersuchung die Unabhängigkeit der Bundesanwaltschaft gefährdet. Diese Vorwürfe brachten Uster in Rage, was man verstehen kann, da die siebenköpfige AB-BA von der Bundesversammlung ja eigens gewählt ist, um dem Bundesanwalt auf die Finger zu schauen. Kurz darauf erklärte das Bundesstrafgericht in Bellinzona den Bundesanwalt wegen der nicht protokollierten Treffen mit Infantino in mehreren Fifa-Verfahren für befangen.

Lauber seinerseits sicherte sich die Dienste des bekannten Zürcher Rechtsanwalts Lorenz Erni und setzte sich mit juristischen Mitteln sowohl gegen die AB-BA wie auch gegen Mitglieder des Bundesstrafgerichts zur Wehr; eine Beschwerde von ihm in dieser Sache ist seit Monaten beim Bundesgericht hängig. So manch einer dürfte den Überblick über die Rechtshändel von Lauber inzwischen verloren haben. Man kann nur spekulieren, was den Bundesanwalt dazu getrieben hat, sich in einen zerstörerischen Kampf gegen die Institutionen im Allgemeinen und gegen seinen Kontrahenten Hanspeter Uster im Besonderen zu stürzen. Nach seinem Amtsantritt 2012 als Macher, Manager und Kommunikator weitherum gelobt, scheint Lauber im Laufe der Jahre etwas die Bodenhaftung verloren zu haben und zur Selbstüberschätzung zu neigen.

Doch das Bild ist nicht nur schwarzweiss: Bei aller berechtigten Kritik erstaunt doch, wie gnadenlos die AB-BA den Bundesanwalt disqualifiziert. Ihre Befunde sind knallhart: Lauber stelle seine Person über das Amt und sich selber über das Gesetz, er zeige kein «Sensorium für das Gefüge der Institutionen», sei «unprofessionell», «un glaublich» und «sein Rechtsverständnis ist gesetzwidrig», heisst es in ihrem Entscheid.

Wer sich die Kritikpunkte der AB-BA genauer anschaut, gewinnt den Eindruck, dass sich Hanspeter Uster und seine sechs Kollegen nicht in erster Linie an den Pflichtverletzungen Laubers in der Fifa-Angelegenheit stören, sondern am unbotmässigen Verhalten des Bundesanwalts ihnen gegenüber. So wird moniert, dass Lauber die Disziplinaruntersuchung der AB-BA behindert, dass er eigene Mitarbeiter gegen die Aufseher mobilisiert habe oder dass er die Kosten seines Anwalts von der Bundesanwaltschaft habe übernehmen lassen. Und vor allem eines scheint Uster enorm aufgebracht zu haben: dass Lauber es gewagt hat, die AB-BA öffentlich zu kritisieren. Damit habe er dem institutionellen Gefüge im Rechtsstaat grundsätzlich geschadet.

Uster im Vorteil

Das ist sicher richtig – doch in einem gewissen Mass trifft derselbe Vorwurf auch auf Hanspeter Uster zu. Die Kritik seiner Behörde am Bundesanwalt wäre glaubwürdiger, wenn sie



Komplizierte Vorgeschichte: Präsident Oberholzer.

nicht so vehement und radikal daherkäme. Die AB-BA tritt nicht wie die nüchterne, über der Sache stehende Aufsichtsbehörde auf, die sie sein sollte. Statt fair und objektiv zu urteilen, wirkt ihr Bericht einseitig und ankläglich. Selbst das wenige Positive, das die AB-BA zu Lauber festhält, beispielsweise «dass in den verfügbaren Akten keine Hinweise enthalten sind, dass der Bundesanwalt unrechtmässige Geld-, Sach- oder Personaldienstleistungen empfangen habe», tönt fast wie eine Unterstellung und hat eine diffamierende Note. Letztlich wirkt es so, als ob sich mit Lauber und

Es wirkt so, als ob sich mit Lauber und Uster zwei gegenüberstehen, die aus ihrer Rolle gefallen sind.

Uster zwei verfeindete Parteien gegenüberstehen, die beide aus ihrer institutionellen Rolle gefallen sind und ihre Privatfehde austragen. Wobei Uster den Vorteil hat, dass er dem Gegner hierarchisch etwas übergeordnet ist und somit am längeren Hebel sitzt.

Soll Uster deshalb das letzte Wort in der Causa Lauber haben? Muss der Bundesanwalt jetzt einfach möglichst schnell den Hut nehmen und der Sache ein Ende bereiten, wie verbreitet von ihm gefordert wird? Man würde verstehen, wenn Lauber sich anders entschied und es seinem Gegenspieler nicht so einfach machte. Wenn er das vernichtende Urteil, das dieser über ihn gefällt hat, nicht als Schlusspunkt akzeptieren würde, sondern den Entscheid der AB-BA in den nächsten Tagen an das Bundesverwaltungsgericht – und eventuell ans Bundesgericht – weiterzöge.

Der ganze Schlamassel ist aber nicht nur mit Animositäten zwischen dem Bundesanwalt

und dem AB-BA-Präsidenten zu erklären. Auch die Vorgeschichte spielt eine wesentliche Rolle. So liess die 2011 ins Leben gerufene AB-BA dem machtbewussten Lauber viele Jahre lang praktisch alles durchgehen und sah ihre Rolle darin, den obersten Strafverfolger an der sehr langen Leine zu führen. Ihr erster Präsident, der freundliche Bundesrichter Hansjörg Seiler, wollte die in den Jahren zuvor durch etliche Skandale erschütterte Bundesanwaltschaft unter dem neuen Chef Lauber offenbar erst einmal zur Ruhe kommen lassen. Auf Seiler folgte der frühere Bundesrichter Niklaus Oberholzer, der rein gar nichts auf den Bundesanwalt kommen liess.

Dabei hätte es durchaus Grund gegeben, kritische Fragen zu stellen, etwa zur brachialen Personalpolitik Laubers, die den Bund happige Entschädigungszahlungen in Millionenhöhe kostete, oder zum Umstand, dass in der Bundesanwaltschaft heute mehr und mehr unerfahrene Assistenzstaatsanwälte arbeiten statt versierter Strafverfolger («Falscher Glanz», *Weltwoche* Nr. 37/19). Es ist denn auch keine Seltenheit, dass Verfahren innerhalb der Bundesanwaltschaft mehrmals die Hand wechseln, was ineffizient und zeitaufwendig ist, oder dass Anklageschriften vom Bundesstrafgericht als ungenügend zurückgewiesen werden.

Anti-Blocher-Reflex

Zeigte sich die AB-BA in den ersten Jahren zu grosszügig, überschiesset der furiose Uster nun womöglich in die andere Richtung. Beobachter sagen, der 62-Jährige habe sich richtiggehend in die Sache verbissen, andere Stimmen meinen, mit ihm habe die AB-BA erstmals einen Chef erhalten, der sich von Lauber richtigerweise nicht alles bieten lasse. Klar ist: Das Fiasko rund um Lauber hat auch mit der Aufsicht zu tun.

Das Grundproblem liegt aber noch tiefer und ist eine Spätfolge der Affäre rund um den früheren Bundesanwalt Valentin Roschacher; dieser war wegen illegaler Ermittlungsmethoden in die Kritik geraten und hatte 2006 unter dem damaligen Justizminister Christoph Blocher zurücktreten müssen. Das Parlament beschloss daraufhin aus einem Anti-Blocher-Reflex heraus, die Bundesanwaltschaft dem – angeblich gefährlichen – Einflussbereich des Justizdepartements zu entziehen und den obersten Ankläger künftig selber zu wählen. Der Bundesanwalt wurde dadurch vom «normalen» Beamten zur institutionell starken Magistratsperson mit enormer Machtfülle. Manch ein Parlamentarier dürfte diese Anti-Blocher-Regelung heute nicht mehr für eine gute Idee halten und wäre wohl froh, wenn man zur früheren Lösung zurückkehren könnte, als der Bundesanwalt schlicht und einfach von der Landesregierung gewählt und von ihr beaufsichtigt wurde. ○



©Roland Jung



©Sobolev Igor



VIP-Reise «Abenteuer Transsibirische Eisenbahn» Moskau – Ulan-Bator retour

Die Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn durch die Weiten Russlands und Sibiriens zählt zu den letzten grossen Abenteuern der Gegenwart. Über 6305 Kilometer führt die Reise im komfortablen Sonderzug-Waggon «Zarengold» von Moskau nach Ulan-Bator, die Hauptstadt der Mongolei.

Auf dem Weg von Moskau zum riesigen Baikalsee durchquert die legendäre «Transsib» fünf Zeitzonen und viele fantastische Märchenlandschaften. Kulinarisch werden Sie im Bordrestaurant von Kochprofis verwöhnt. Die kompetente Reiseleitung, bestehend aus Gruppen- und örtlichen Reiseleitern, garantiert eine lückenlose Betreuung. Besichtigungen und Ausflüge bereichern Sie mit unvergesslichen Impressionen.

Den Auftakt macht ein Bummel durch die russische Hauptstadt – natürlich auch über den Roten Platz. Eine informative Stadtrundfahrt inklusive Kremlbesichtigung folgt am zweiten Tag. Gegen Abend steigt dann der Puls: Sie besteigen den «Zarengold-Waggon» der Transsibirischen Eisenbahn. Endlich kann es losgehen!

Kasan, die reizvolle Tataren-Metropole, erreichen wir nach dem ersten Zugsfrühstück. Am vierten Tag erkunden wir Jekaterinburg, die historische Hauptstadt des Ural. Und immer weiter geht es in Richtung Osten durch die endlosen Steppen Westsibiriens. Nächster Halt: Nowosibirsk. Am sechsten Tag überqueren wir den grossen Fluss Jenissei. Eindrückliche Berglandschaften ziehen am Fenster vorbei,

während Sie im geheizten Waggon Kaviar und Wodka degustieren.

In Irkutsk verbringen Sie nach einer Tour und einem Ausflug in das Freilichtmuseum eine erholsame Nacht im Hotel. Die grandiose Szenerie auf der Panorama-Trasse entlang des Baikalsees prägt den folgenden Tag. Nach einer Bootsfahrt besuchen Sie das authentische Baikal-Dorf Listwjanka.

Wunderschöne Naturlandschaften machen die Weiterfahrt in die Mongolei zum unvergesslichen Erlebnis. In Ulan-Bator, wo Sie zweimal im Hotel nächtigen, steht Ihnen ein Tag zur freien Verfügung. Dann geht es zum Flughafen und via Moskau zurück nach Zürich – Sie werden durchdrungen sein vom einmaligen Gefühl, sich einen Lebenstraum erfüllt zu haben.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Spezielles:
Ohne Risiko buchen – sorglos reisen!
Bei Neubuchungen vom 1. 3. 2020 bis 30. 4. 2020: kostenlose Stornierung bis 30 Tage vor Reisebeginn.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Abenteuer Transsibirische Eisenbahn»

Reisetermin:
2. bis 14. Juli 2020

Leistungen:

- Flug Zürich–Moskau und zurück
- Inlandflug Ulan-Bator–Moskau
- 2 Übernachtungen in Moskau
- Besichtigungsprogramme Moskau und Baikal-Region
- Übernachtung in Irkutsk
- 2 Übernachtungen in Ulan-Bator
- Top-Reiseleiter-Betreuung
- Sämtliche Transfers/Busfahrten
- Ausflugspakete Russland und Ulan-Ude/Ulan-Bator
- 9 Frühstücke, 8 Mittagessen, 8 Abendessen
- Duschgelegenheit an Bord des Zuges
- Gepäckträger-Service an allen Bahnhöfen
- Wodka-Probe mit russischen Snacks
- Speziell zusammengestellte Reiseunterlagen (pro gebuchtem Zimmer)

Preis pro Person im Doppelzimmer:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 6880.–
(Kat. 1 Standard)
Für Nichtabonnenten: Fr. 7180.–
Weitere Kategorien auf Anfrage.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an:
info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Meuterei in der SVP

Die Fraktion dreht am wirtschaftspolitischen Kurs, Kantonalsektionen und prominente Exponenten weichen ab. Driftet die SVP nach links? Zerreisst es sie? *Von Erik Ebnetter*

Was am Montag im Nationalratsaal geschah, kam für die sonst so straff geführte SVP einem Aufstand gleich. Fraktionschef Thomas Aeschi stellte den Ordnungsantrag, die Session wegen des Coronavirus zu verschieben. Dass er damit scheitern würde, wusste jeder im Saal. Alle übrigen Parteien waren dagegen. Gerade deswegen erwartete man, dass die SVP-Parlamentarier ihren Chef geschlossen unterstützen würden. Es kam anders. Aeschi erhielt für sein Anliegen nur 13 Stimmen. Seine Parteifreunde hatten ihn desavouiert.

Der Schock war kaum verdaut, als der Nationalrat den indirekten Gegenvorschlag zur Fair-Preis-Initiative behandelte. Die Initiative fordert, dass ausländische Anbieter ihre Waren in der Schweiz zu dem Preis verkaufen müssen, den sie in ihrem Heimmarkt verlangen. Dahinter stehen Gastro- und Tourismusverbände sowie Konsumentenschützer um SP-Nationalrätin Prisca Birrer-Heimo. Der Gegenvorschlag des Bundesrats sieht weniger starke Markteingriffe vor, ging aber der FDP immer noch zu weit: Sie lehnte die Vorlage in der Detailberatung grossmehrheitlich ab.

Anders die SVP. Die Fraktionsmehrheit stimmte Mal für Mal mit Birrer-Heimo und der SP für mehr staatlichen Interventionismus und gegen freie Preissetzung. Der wirtschaftsliberale Führungszirkel um Thomas Aeschi, Magdalena Martullo und Thomas Matter stemmte sich vergeblich gegen die regulatorische Wucht, die sich in ihren eigenen Reihen entfaltete. Es war eine seltene, deshalb umso empfindlichere Niederlage für die Parteispitze, die in der Wirtschaftspolitik eigentlich den Ton angibt und fast alle SVP-Plätze in der zuständigen Parlamentskommission besetzt.

SVP als Klientelpartei

Die düpierten Wirtschaftsliberalen leckten hinterher ihre Wunden. Die SVP entdeckte den Sozialismus, bemerkte ein Nationalrat sarkastisch. Man drehe am Kurs, ohne richtig darüber zu diskutieren. Der Ärger richtete sich auch gegen die Neulinge in der Fraktion: Sie würden ihre Ideen teilweise direkt aus den Sekretariaten der Verbände beziehen. So verkomme die SVP zur Klientelpartei. Dass

Unternehmen ihre Produkte in der Schweiz teurer verkaufen würden als im Heimmarkt, sei völlig normal. Höhere Löhne führten zu höheren Preisen.

Die andere Seite verteidigte den Entscheid: Es sei gut, dass sich die SVP der Hochpreisinsel annehme, denn dieses Thema beschäftige viele SVP-Wähler in ihrem Alltag. Diese interessierten sich nicht für ordnungspolitische Prinzipien, sondern erwarteten zu Recht, dass ihre Vertreter in Bern etwas für sie tun würden. Die Parteispitze stehe nicht für die ganze SVP. Gerade die neuen Mitglieder brächten Ideen in die Fraktion, die an der Basis gut ankämen.

Ein Fünftel wich ab

Die Frage begleitet die SVP seit ihrem rasanten Aufstieg vor zwei Jahrzehnten: Zerreisst es die Partei irgendwann? Die SVP ist eine breite Koalition von Bauern, Gewerblern, Freiberuflern, Unternehmern und Ange-

stellten mit unterschiedlichen, manchmal gegensätzlichen Interessen. Viele Angestellte mögen den zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub begrüßen, die meisten Unternehmer werden ihn ablehnen. So kann es vorkommen, dass ein harmlos anmutendes Geschäft die Partei gehörig durchschüttelt, wie es am Montagabend passiert ist.

Wäre es tatsächlich nur ein Einzelereignis, könnte man darüber hinweggehen. Jede Partei kennt Themen, die ihre Mitglieder ent-

zweien. Auffällig ist aber, dass die SVP zuletzt oft Mühe hatte, die Reihen zu schliessen. Ein Beispiel sind die Investitionskontrollen, die in der ersten Sessionswoche zur Debatte standen. 41 SVP-Nationalräte sprachen sich dagegen aus, drei dafür, sieben enthielten sich, was auf Zustimmung hindeutet, denn es fällt nicht allen leicht, sich offen gegen die Mehrheitsmeinung zu stellen. Rechnet man die Enthaltungen zum Ja-Lager, wichen 20 Prozent der SVP-Nationalräte von der Fraktionslinie ab.

Noch umstrittener war die Frage, ob die Industriezölle abzuschaffen seien. Am Dienstag, einen Tag nach der aufwühlenden Diskussion über die Hochpreisinsel, beschlossen die SVP-Parlamentarier mit 23 gegen 16 Stimmen, auf die Vorlage einzutreten. Magdalena Martullo hatte in der Fraktionssitzung ein flammendes Plädoyer für den Abbau gehalten und damit



SVP im Abendrot.

Die Frage bleibt: Bricht mit Blocher das verbindende Glied in der Partei weg?



Bezahlen sollen die Reichen: Regierungsrat Schnegg.

vielleicht noch den einen oder anderen Skeptiker auf ihre Seite ziehen können. Opposition kam von den Bauern, die geschlossen dagegen stimmten. Sie befürchteten, dass mit dem Abbau der Industriezölle der Druck auf die Agrarzölle zu stark werden würde und diese dann ebenfalls fielen.

Am Volk vorbei

Es ist aber nicht nur die Fraktion, die um einen einheitlichen Kurs ringt, und es ist nicht nur die Wirtschaftspolitik, die in der Partei zu Rissen führt. Mehrere Westschweizer Kantonalsektionen engagieren sich für den Vaterschaftsurlaub, obschon die nationale Partei die Vorlage bekämpft und das Referendumskomitee von SVP-Polikerinnen angeführt wird. Sogar Jean-François Rime, zweifacher Bundesratskandidat und Gewerbeverbandpräsident, hat sich auf die Seite der Befürworter geschlagen. Das Schweizer Radio spricht schon vom «Röstigraben innerhalb der SVP».

Dass nur die Romands ausscheren würden, lässt sich allerdings nicht behaupten. Nachdem die Partei bei der Nationalratswahl 2019 einen ungewohnten Rückschlag hinnehmen musste, klagte Bundesrat Ueli Maurer, die SVP habe Themen wie Renten und Gesundheit vernachlässigt. Er befand zudem, dass Millionäre «nicht alle so gut geeignet» seien, um die SVP anzuführen, was als Spitze gegen Banker Thomas Matter gedeutet wurde. Der *Blick* machte daraus die Schlagzeile: «Die Volkspartei politisiert am Volk vorbei».



Vaterschaftsurlaub: Verbandspräsident Rime.

Ein letztes Beispiel: Der Berner Regierungsrat Pierre Alain Schnegg, bekannt geworden als «Sozialabbauer» (*Blick*) und angeblich ein «unerbittlicher Christ» (*Woz*), schlug kürzlich in bester SP-Manier vor, den steigenden Krankenkassenkosten mit einem Grossausbau der Prämienverbilligungen zu begegnen. Bezahlen sollen dies die Reichen mit bis zu 30 Prozent höheren Beiträgen. Eine SVP-Nationalrätin erzählt, ihr sei fast die Zeitung aus der Hand gefallen, als sie bei der Lektüre davon erfuhr. Die *Schweiz am Wochenende* titelte: «Die SVP entdeckt das Soziale».

Beliebt bei Geringverdienern

Die Frage stellt sich: Was bewegt SVP-Magistraten wie Maurer und Schnegg zu ihrer Kritik an den Positionen der Partei, nachdem sie diese über Jahre und Jahrzehnte mitgetragen haben? Warum rücken Sektionen vom Kurs ab, warum die Fraktion? Fürchtet man, diese Politik, die in der Vergangenheit erfolgreich war, wirke heute, nach dem Linksrutsch von 2019, zu neoliberal-kalt, um die Menschen weiterhin in Massen anzusprechen? Wenn dem so ist, lässt es sich nur schwer begründen.

Die SVP, die einst vor allem Bauern und Gewerbler als Wähler hatte, erreicht längst schon jene Leute, die eigentlich als Zielgruppe linker Parteien gelten: Arbeiter und einfache Angestellte. Daran hat sich 2019 nichts geändert, wie die SRG-Nachwahlbefragung zeigt: Jeder vierte Wähler mit einem Haushaltseinkommen von weniger als 5000 Franken pro Monat



Alte Ideen: Nationalrat Heer.

gab seine Stimme der SVP, nur jeder fünfte entschied sich für die SP. Die SVP ist damit bei den Geringverdienern die beliebteste Partei des Landes. Ausserdem hat sie den höchsten Anteil bei Wählern ohne höhere Berufsbildung, Mittel- oder Hochschulabschluss. Die SP folgt mit einem halb so hohen Wert auf Platz zwei.

Das heisst nicht, dass die SVP heute die eigentliche Arbeiterpartei sei, wie gelegentlich gesagt wird. Anders als die SP, die bei Gutverdienern (mehr als 12 000 Franken) nur etwa jeden zehnten Wähler hinter sich weiss, kann die SVP auch in diesem Segment auf fast jede vierte Stimme zählen. Geschlagen wird sie einzig von der FDP, die dafür bei den Geringverdienern kaum punkten kann. Ähnlich populär ist die SVP bei Wählern mit mittleren Einkommen, die sie als selbsternannte Partei des Mittelstands besonders anspricht. Schlecht weg kommt sie allein bei Hochschulabsolventen, die vor allem Grünen, SP und FDP zuneigen. Alles in allem ist die SVP somit tatsächlich, was sie zu sein behauptet: eine Volkspartei.

«Pflasterlipolitik»

Das ist vor allem das Werk von Parteidoyen Christoph Blocher, der als ausgebildeter Landwirt und Unternehmer die Kernmilieus der SVP verklammert. Nun zieht er sich langsam zurück und hinterlässt eine Partei, die nach Wahlverlusten und Abstimmungsniederlagen (Durchsetzungsiniziative, Selbstbestimmungsiniziative) stark verunsichert wirkt. Als Präsident Albert Rösti vor Weihnachten bekanntgab, sein

Amt an der nächsten Delegiertenversammlung niederzulegen, traf dies die SVP unvorbereitet. Ein Nachfolger stand – anders als in früheren Fällen – nicht bereit und ist auch bald drei Monate später nicht gefunden. Der einzige Kandidat ist noch immer der Zürcher Nationalrat Alfred Heer, der gerne Distanz zur Parteiführung markiert und die SVP in der Sozialpolitik weiter links positionieren würde.

Auf ihn geht der Vorschlag zurück, die Negativzinserträge der Nationalbank in die AHV zu leiten. Obschon Heer sich damit an alten SVP-Ideen wie der Goldinitiative orientiert, stösst er damit intern nicht nur auf Zustimmung. Der wichtige Parteileitungsausschuss unterstützt das Anliegen zwar inzwischen, doch manche Wirtschaftsliberale in der Fraktion schnöden über die «Pflasterlipolitik», die damit betrieben werde. Die AHV gehöre grundlegend reformiert, sagen sie.

Die Frage bleibt: Bricht mit Blocher das verbindende Glied in der Partei weg? Er selber hat es immer vermieden, öffentlich von Flügeln – national-konservativer Flügel, Wirtschaftsflügel – zu reden. Die Konflikte liess er intern austragen und verlangte dafür gegen aussen Geschlossenheit. Geschehen ist nun genau das Gegenteil: Ohne die Positionen ausdiskutiert zu haben, entschied man sich, den Kampf gegen die Hochpreisinsel zu einem SVP-Anliegen zu machen.

Eine Art Führungsvakuum

Die Episode von Montag ist ein Hinweis darauf, dass in der SVP eine Art Führungsvakuum besteht. Rösti ist halb weg, Aeschi zurzeit ohne Fortune, und Magdalena Martullo konnte ihre Position als Nachfolgerin ihres Vaters noch nicht voll festigen. Allerdings hatte sie, als es tags darauf um den Zollabbau ging, einen resoluten, erfolgreichen Auftritt in der Fraktion. Offensichtlich sollen die wirtschaftspolitischen Bruchlinien wieder gekittet werden.

So schnell dürfte die SVP trotzdem nicht zur Ruhe kommen. Kaum war die Unterstützung für den Zollabbau beschlossen, wurde intern bekannt, dass SVP-Gesundheitspolitiker in der Parlamentskommission eine Steuer auf E-Zigaretten befürwortet hatten. Eine Nationalrätin argumentierte, der Bund erziele so Mehreinnahmen, die er sinnvoll einsetzen könne. Die Fraktion liess sich davon nicht beeindruckt und lehnte die Vorlage ab.

Das Beispiel zeigt, wie weit die wirtschaftspolitischen Vorstellungen in der SVP inzwischen auseinandergehen. Richtig ist aber auch: Was Wirtschaftspolitik angeht, war die SVP nie ein orthodoxer Orden. So gelang es der Partei immer wieder, unterschiedliche Interessen auszugleichen. Dass es nun zum grossen Knall kommt, scheint deshalb unwahrscheinlich. Seit zwei Jahrzehnten wird über das baldige Ende der SVP spekuliert. Noch kam jeder Abgesang zu früh. ○



Einen Volltreffer nach dem anderen: Politiker Rieder.

Auf leisen Sohlen in die erste Reihe

Der Oberwalliser CVP-Ständerat Beat Rieder hat in den letzten Monaten ein paar spektakuläre politische Coups gelandet. Wie macht er das?

Von Hubert Mooser

Im Oberwallis nennen ihn viele «Putin», weil er dem Kreml-Herrscher gleicht und häufig etwas streng dreinblickt. Aber so humorlos, wie er wirkt, ist der 57-jährige Ständerat Beat Rieder nicht immer. Als ihn die CVP Oberwallis im Frühjahr 2015 als Kandidaten für die Kleine Kammer aufstellte, liess er sich sogar vor versammelter Basis eine Clown-Nase anstecken. Das fanden alle lustig, Rieder inklusive. Ansonsten ist er aber meistens auf seine Geschäfte fokussiert und für Schabernack nicht zu haben. Vor allem hat er derzeit einen unglaublichen Lauf und landet im Parlament mit seinen Vortritten einen Volltreffer nach dem anderen.

Das haben ihm selbst im Wallis, wo man ihn besser kennt als in der übrigen Schweiz, nicht viele zugetraut. Er ist so etwas wie ein Antistar der CVP Schweiz. Wenn man über die Partei spricht, fällt einem sein Name nicht als erster ein. Das hat damit zu tun, dass Rieder kein hö-

heres Parteiamt hat, eine eher unauffällige Erscheinung ist und nicht ins Scheinwerferlicht drängt. Es herrscht so etwas wie eine unsichtbare Barriere zwischen ihm und den Medien, die wohl auch auf Misstrauen fusst. In Partei und Parlament geniesst Rieder aber grossen Respekt. Seine Parteikollegin, die Aargauer Nationalrätin Marianne Binder, sagt über ihn, er sei ein vifer Geist, der überzeugend und klar argumentiere. Der Oberwalliser habe sich einen Ruf als gewissenhafter Politiker erarbeitet, findet Ständeratspräsident Hans Stöckli (SP), der mit ihm 2018 für Olympische Spiele im Wallis trommelte. Kurzum: Da hat sich einer, fast unbemerkt von der Öffentlichkeit, in die erste Reihe vorgearbeitet.

Konzern-Initiative geht Rieder zu weit

Wir schreiben Montag, den 9. März, Beginn der zweiten Sessionswoche. Das Gespräch mit

dem Oberwalliser findet im «Grand Café» des Bundeshauses statt. Auf die Minute pünktlich ist Rieder vor Ort, mit einer vollgestopften Ledermappe, bestellt einen Kaffee, übergibt sein Mobiltelefon einer Kellnerin zum Aufladen und lässt sich in den braunen Ledersessel fallen. Wie er dann dasitzt, ganz vorne auf der Kante des Sessels, die Hände zeitweise auf den Knien abgestützt, manchmal weit nach vorne geneigt, wirkt er wie einer, der mit beiden Beinen fest auf dem Boden steht. Es herrscht gerade etwas Aufregung im Bundeshaus, nachdem SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi wegen des Coronavirus den Abbruch der Session verlangt hat. «Ein Abbruch wäre ein schlechtes Signal der Politik», meint Rieder. «Denn die ganze Schweiz arbeitet ja trotz Virus normal weiter, und wir alle, jeder in seiner Funktion, vermeiden dadurch weiteren sozialen und wirtschaftlichen Schaden.»

Sein grosser Auftritt kommt am Nachmittag. Als erstes Geschäft ist im Ständerat die Revision des Aktienrechtes traktandiert. Es geht dabei auch um einen Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative, die Schweizer Unternehmen für Verfehlungen ihrer ausländischen Tochtergesellschaften zur Verantwortung ziehen will. Rieder ist bei dieser Vorlage Dreh- und Angelpunkt, von ihm stammt, verkürzt gesagt, ein indirekter Gegenvorschlag zum indirekten Gegenvorschlag seines Parteikollegen, des Bündner Ständerats Stefan Engler. Rieder geht beides zu weit, die Initiative wie Englers indirekter Gegenentwurf.

Deshalb hat er den von Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) lancierten neuen Vorschlag aufgegriffen und als weiteren Gegenentwurf zur Debatte gestellt. Die Gegner sprechen von einem Schein-Gegenvorschlag, denn Rieder will nicht, dass Schweizer Unternehmen für Menschenrechtsverletzungen und Umweltschäden von Tochtergesellschaften im Ausland haften müssen. Im Nationalrat ist der Oberwalliser damit abgeblitzt. Jetzt ist wieder der Ständerat am Drücker. Und es wäre gut möglich, dass sich die Räte nicht einigen können und die Initiative dann ohne Gegenentwurf zur Abstimmung kommen wird. Das käme auch Ständerat Rieder gelegen.

Wiedereinführung der Doppelnamen

Richtig aufgefallen ist der CVP-Politiker aber vor allem mit seiner Motion zu ausländischen Direktinvestitionen. Als Auslöser wirkte die Übernahme von Syngenta durch ein chinesisches Staatsunternehmen. Rieder will in Zukunft solche Deals einer Kontroll- und Genehmigungspflicht unterstellen. Der CVP-Ständerat ist überzeugt: «Nirgendwo auf der Welt ist es so einfach und attraktiv wie in der Schweiz, unternehmerische Perlen aufzukaufen und Fachwissen und damit längerfristig auch Arbeitsplätze ins Ausland abzuführen.»

Bei SVP und FDP herrscht aber die Meinung, Rieder schieesse mit seinem Vorstoss übers Ziel hinaus. «Wir wollen keinen generellen Investitionsvorbehalt in der Schweiz», warnt SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi. Solche Vorbehalte seien nur dort sinnvoll, wo es um nationale Interessen gehe, zum Beispiel bei Stromübertragungsnetzen oder Kraftwerken. Aber wenn Rieder einmal von einer Idee überzeugt ist, lässt er sich davon kaum mehr abbringen und tut alles, damit es am Ende für ihn richtig herauskommt. Und so brachte er gegen den Willen von SVP und FDP seinen Vorstoss letzte Woche auch im Nationalrat ins Trockene.

Ein anderer politischer Coup Rieders bereitet vielen Parlamentariern noch mehr Bauchschmerzen. Er hat 2019 eine parlamentarische Initiative aufgegleist, welche die Annahme von Mandaten durch Parlamentarier verbietet, wenn diese in einem Zusammenhang stehen mit der Einsitznahme in Kommissionen. Für

viel Geld eine Krankenkasse präsidieren und als Parlamentarier in der Gesundheitskommission in ihrem Sinne weibel – das soll nicht mehr möglich sein. Rieder selber weist als Interessenbindung elf bezahlte Mandate aus. Diese würden ihm aber nicht viel eintragen, gibt er zu verstehen. Für das Verbandspräsidium der Trockenfleischproduzenten bekommt er pro Jahr zwischen 2500 und 3000 Franken, als Präsident der Walliser Tourismuskammer 3000 bis 3500 Franken. Andere derzeit noch bei den Interessenbindungen ausgewiesenen Mandate seien nicht mehr aktuell.

Die Idee zur Wiedereinführung der Doppelnamen stammt dagegen nicht von ihm; mit seinem Stichentscheid in der ständerätlichen Rechtskommission, die er seit Anfang Jahr präsidiert, hat er jedoch dafür gesorgt, dass das in jahrelangen politischen Kämpfen harterrungene Namensrecht von 2013 revidiert wird und dass die damals abgeschafften Doppelnamen (ohne Bindestrich) eventuell ein Revival erleben. Die *Weltwoche* hat geschrieben, auf der Liste der unnötigsten Gesetzesvorhaben rangiere die Wiedereinführung der Doppelnamen ganz oben. Rieder ist deswegen etwas betupft. «Bei den Parlamentsdiensten gehen wegen des Namensrechts die meisten Anfragen ein», sagt er. «Die Wiedereinführung der Doppelnamen ist ein grosses Anliegen der Schweizerinnen und Schweizer.» Ob das so ist, lässt sich nur schwer überprüfen, aber es passt perfekt in sein traditionelles Welt- und Familienbild.

Beat Rieder ist fest in den Traditionen verwurzelt, und dazu gehört halt auch, dass die Kinder gleich heissen wie Vater und Mutter. Er stammt aus Wiler, der einwohnerstärksten Gemeinde des Lötschentals. Die anderen Talbewohner nennen die Wiler *Broglär*, was frei übersetzt etwa so viel bedeutet wie Plaudertaschen oder Maulhelden. Und Rieder war als Gemeindepräsident gewissermassen der *Oberbroglär*. Das passt aber nicht so recht zu Rieder; in Bern ist er jedenfalls nicht unbedingt als *Plauderi* bekannt. Er funktioniere halt im Bundeshaus in einem anderen Modus, meinen Bekannte. Im trauten Kreis mache Rieder seinem Übernamen aber alle Ehre.

Klassenprimus im Kollegium Brig

Der traute Kreis ist das Lötschental, das der Künstler Albert Nyfeler in seinen Bildern glorifiziert hat. Hier ist Rieder mit acht Geschwistern aufgewachsen, hier lebt er noch heute mit seiner

Frau und den drei Kindern. Er war bis 2016 auch noch Präsident des Lötschentaler Talrates. «Man kann nicht für das Berggebiet politisieren und unten im Rhonetal wohnen», gibt er zur Antwort, wenn man ihn fragt, wieso er nicht nach Brig zügelte, wo er seine Anwaltskanzlei habe. Rieder ist durch und durch Lötschentaler geblieben. Sein Vater war Landwirt und sass im Wiler Gemeinderat, die Familie führte den kleinen Laden im Dorf, wo die Mama das Sagen hatte.

Nach der Primarschule ging es nach Brig ins Internat des Kollegiums Spiritus Sanctus. Ein anderer bekannter Oberwalliser drückte mit ihm zur gleichen Zeit und in der gleichen Klasse die Schulbank: der frühere CVP-Fraktionschef und Walliser Regierungsrat Jean-Michel Cina, heute Präsident der Radio- und Fernsehgesellschaft SRG. Beide sollen Streber gewesen sein und wetteiferten offenbar um den Rang des Klassenprimus, sagen frühere Klassenkameraden. Aber am Ende hatte Rieder die besseren Noten als Cina. Er schloss mit dem besten Durchschnitt seines Jahrgangs ab. Dafür verlief Cinas politische Karriere etwas steiler. Rieder sagt, er

habe sich zuerst auf seinen Job als Rechtsanwalt und Gemeindepräsident konzentriert. Er selber sieht sich als politischen Quereinsteiger, was man aber so nicht sagen kann – auch wenn er erst im März 2009 in den Walliser Grossrat kam. Ein Jahr später wählte ihn die Oberwalliser CVP-Fraktion zu ihrem neuen Präsidenten. Bei den Wahlen 2015 wurde er schliesslich Ständerat. Die Wiederwahl 2019 schaffte er mit einem Glanzresultat.

Die Linke im Oberwallis hat lange versucht, Rieder als grossen Gegner von Bundesrätin Viola Amherd darzustellen, der im Geheimen deren Wahl habe torpedieren wollen.

Politisch ticken die beiden nicht immer gleich, vor allem bei gesellschaftspolitischen Anliegen oder wie bei der Debatte um das C im Parteinamen. Amherd ist das C egal. Rieder will sich vehement dafür engagieren, dass dieses weiterhin im Parteinamen bleibt. Gewiss hatte Rieder wie andere CVP-Vertreter aus dem Oberwallis Mühe, dass ausgerechnet die von der parlamentarischen Linken hofierte CVP-Vertreterin aus dem Oberwallis als Bundesratskandidatin in den Vordergrund rückte. Er stellte sich jedoch loyal hinter die Brigerin, als Amherd offiziell ins Rennen stieg. Für Ränkespiele im Halbdunkeln und Intrigen hinter den Kulissen war der Lötschentaler einfach zu senkrecht. Was die Linke wahrscheinlich übersehen hat: Rieder sieht eben nur aus wie Russlands Präsident Putin. ○



Bundesrätin Amherd.

Die Linke hat lange versucht, ihn als Gegner von Amherd darzustellen.

Nehmt das Auto

Der öffentliche Verkehr ist eine Virenschleuder. Trotz Coronavirus setzen unsere Behörden nicht auf den Privatverkehr. Weil ihnen die Umweltideologie wichtiger ist als die Gesundheit der Menschen. Von Christoph Mörgeli

Die Aussage ist unangenehm, aber leider richtig: «Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.» Was Carl Schmitt, verfassungsrechtlicher Vordenker des Dritten Reichs, festhielt, erhält in Zeiten des Coronavirus unerwartete Aktualität. Schmitt fuhr fort: «Der Ausnahmefall offenbart das Wesen der staatlichen Autorität am klarsten.» Denn die Autorität beweise, «dass sie, um Recht zu schaffen, nicht recht zu haben braucht».

So gesehen, sind angesichts der Corona-Gefahr die Regierungen gegenwärtig der Souverän – und zwar überall. In der Schweiz entscheidet der Bundesrat über den Ausnahmezustand; in dem von ihm gesetzten Rahmen besitzen auch die Kantonsregierungen eine neue Souveränität. Weitgehend ausgeschaltet bleibt indessen der verfassungsmässig definierte Souverän von Volk und Ständen. Es war der Bundesrat allein, der – gestützt auf das Epidemiegesez von 2012 – am 28. Februar entschieden hat, Veranstaltungen mit über tausend Teilnehmern landesweit zu verbieten. Den Kantonsregierungen oblag es dann, diese weitreichende, massive Einschränkung der persönlichen Freiheitsrechte wie der Versammlungs- und Wirtschaftsfreiheit weiter zu verschärfen. Baldige Staatshaftungsklagen und sonstige juristische Verfahren stehen uns erst noch bevor.

Eine Grossveranstaltung für sich

Wenn politische Behörden über den Ausnahmezustand entscheiden, bleibt die Politik der entscheidende Faktor. So wollte der Bundesrat beispielsweise nichts wissen von einer epidemiologisch zweifellos wirksamen Grenzschiessung gegen Italien, da dies schwerwiegende Probleme, nicht zuletzt zwischenstaatlicher Art, aufgeworfen hätte. Ausdrücklich ausgenommen vom Verbot von Ansammlungen von über tausend Personen wurde auch der öffentliche Verkehr. Dabei ist in den fast 800 Bahnhöfen mit ihren Menschenmassen, in überfüllten SBB-Zügen mit 1,25 Millionen Reisenden pro Tag und vollgestopften Trams oder Bussen die Ansteckungsgefahr mittels Tröpfcheninfektion gross, speziell bei Fahrten über 15 Minuten. Anders gesagt: Der öffentliche Verkehr bildet eine Grossveranstaltung par excellence. Den Zürcher Hauptbahnhof beispielsweise benützen täglich fast eine halbe Million Menschen. Doch weil der öffentliche Verkehr breite Unterstützung geniesst, in der

Vergangenheit massiv ausgebaut wurde und für das Funktionieren unseres Zusammenlebens unabdingbar ist, macht der Bundesrat eine Ausnahme.

Speziell Politiker des roten und des grünen Lagers tun sich ausserordentlich schwer damit, die seuchenpolizeiliche Gefahr des öffentlichen Verkehrs anzuerkennen. Das ist durchaus nachvollziehbar angesichts der vielen Milliarden, die man in den letzten Jahren und Jahrzehnten gerade in diesen Bereich gesteckt hat, oftmals unter bewusster Vernachlässigung des Individualverkehrs. Die Aufregung rund um den Klimawandel hat solche Ausbaufantasien zusätzlich beflügelt. Doch nun ist das Coronavirus gerade dabei, den linken Verkehrspolitikern einen fetten Strich durch die ideologische Rechnung zu machen.

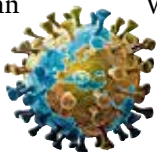
Ein Fachmann wie Felix Gutzwiller äusserte sich von Anfang an kritisch über die bundesrätliche Corona-Politik: «Der Entscheid mutet etwas willkürlich an, Fasnacht nein, aber die Züge fahren wie immer», kommentierte der Präventivmediziner und freisinnige Ex-Ständerat im *Blick*. Die Öffentlichkeit reagierte verunsichert, zumal Gesundheitsminister Alain Berset (SP) einen Abstand von zwei Metern im öffentlichen Verkehr empfahl. Diesem Bundesrat mit Dienstwagen und Chauffeur rund um die Uhr dürfte entgangen sein, dass sich Zweimeterdistanzen in einem Zugabteil oder einem Tramwagen schwerlich realisieren lassen. Und wenn Berset betonte, man solle sich einfach an die empfohlenen Hygieneregeln halten, tönt dies wie ein schlechter Witz. Die SBB haben nämlich keine speziellen Hygienemassnahmen getroffen. So ist bei den Pendlern jedermann froh über jene Heldinnen und Helden, die sich aufopfern, die Öffnungstaste der Zugtüren zu betätigen.

Ständig in Bewegung bleiben?

Im Grunde wäre die einzig sinnvolle Präventionsmassnahme im öffentlichen Verkehr, sich erst gar nicht auf einem Sitz niederzulassen, sondern den Durchgang vom einen bis zum andern Ende des Fortbewegungsmittels zu beschreiten, dann kehrtzumachen und diesen Spaziergang umgekehrt fortzusetzen. Nur: Wenn dies alle Bahn- und Busbenützer tun würden, wäre der Mittelgang hoffnungslos verstopft und das von Bundesrat Berset so gelegentlich empfohlene *social distancing* erst recht eine Illusion.

Die Sitzenden wie die stehenden Passagiere reagieren nervös bis gereizt auf Mitreisende, die einen verschnupften Eindruck machen oder gar zu husten wagen. Die Zeitung *20 Minuten* spricht bereits von «Corona-Rassismus», habe sich doch ein SBB-Kunde im «wie immer pumpenvollen» Zug demonstrativ die Hände desinfiziert, eine Maske angezogen und Fotos gemacht, bloss weil eine Sitznachbarin asiatisch aussah. «Ich habe danach zwei Stunden geweint», bekannte die 23-Jährige, deren Mutter aus den Philippinen stammt. Sie habe sich noch nie in ihrem Leben so diskriminiert gefühlt.

Eine deutliche, wenn auch indirekte Absage an den öffentlichen Verkehr beinhaltete auch der Aufruf des Zürcher Kantonsarztes Brian Martin: «Bitte nutzen Sie auf dem Weg ins Abklärungsspital nicht den öffentlichen Verkehr oder das Taxi. Begeben Sie sich wenn möglich zu Fuss oder mit Ihrem Privatfahrzeug ins



Ein Held, wer die Öffnungstaste betätigt.

Spital. Sollte Ihnen dies nicht möglich sein, organisiert der Arzt den Transport über die Ambulanz.» So viel öffentliches Lob des Privatverkehrs war in letzter Zeit kaum zu hören. Derweil befindet sich Pro Bahn als Interessengemeinschaft der ÖV-Passagiere plötzlich in der Defensive. Die Lobbygruppe will «derzeit» keine Empfehlung für Pendler abgeben, sondern setzt auf Selbstverantwortung. Präsidentin Karin Blättler räumt immerhin ein: «Ich höre, dass einige ÖV-Passagiere jetzt aufs Auto

Die rot-grünen Städte müssten angewiesen werden, den Verkehr fließen zu lassen.

umsteigen, weil es ihnen wohler ist.» Den Zugfahrern gibt die Luzerner Grüne auf den Weg: «Sinnvoll wäre es, wenn man im Wagen bleiben würde, in den man einsteigt. Das ist aber, wenn man einen Platz sucht, illusorisch.»

Schluss mit Tröpfchenzähler

Letzten Samstag bequemte sich Gesundheitsminister Alain Berset, allen Bürgerinnen und Bürgern anzuraten, «ihren Freizeitverkehr zu reduzieren und den öffentlichen Verkehr zu Stosszeiten zu vermeiden». Daniel Koch, Chef des Bundesamtes für Gesundheitswesen,

fügte an: «Die Dichte im ÖV lässt sich durchaus senken, wenn alle mitmachen.» Wenn Zugreisen sich nicht vermeiden liessen, fügte er an, solle Abstand zu anderen Personen gehalten werden. Diese Ermunterungen kamen bei den Angesprochenen nicht besonders gut an. Wie solle bitte jemand – so tönte es in den sozialen Foren – Stosszeiten vermeiden, wenn man doch einer geregelten Arbeitszeit nachgehen müsse?

Nach den Gesetzen des disziplinierten Denkens und einer effizienten Seuchenprävention müssten unsere Behörden die Bevölkerung auffordern, wenn immer möglich Privatautos zu benutzen. Das würde jenen, die kein Auto besitzen, mehr Platz und Distanz im ÖV schaffen. Selbstverständlich müssten die rot-grünen Städte angewiesen werden, den Verkehr fließen zu lassen und den tröpfchenweisen Einlass der Autos mittels langer Rotlicht- und kurzer Grünlichtphasen preiszugeben. Ab sofort müsste Falschparkieren, das den Verkehrsfluss oder Gebäudezugänge nicht behindert, erlaubt werden. Öffentliche autofreie Plätze sollten vorübergehend wieder in Parkplätze umgewandelt werden. Dies alles geschieht aber nicht, weil unsere Souveräne des Ausnahmezustands lieber einen diffusen Klimaschutz pflegen, als sich ums gesundheitliche Wohl ihrer Mitmenschen zu kümmern. ○

Wirtschaft

Virus-Gewinner

Das Coronavirus kommt den meisten Firmen ungelegen. Es gibt auch Profiteure.

Die Panik um das Coronavirus vernichtet an den Börsen Billionen. Aber es gibt auch ein paar wenige Unternehmen und Branchen, die von der Epidemie profitieren oder weniger stark verlieren als der Gesamtmarkt.

1. Desinfektionsmittel- und Schutzmasken-Hersteller. Offensichtliche Gewinner sind Produzenten von Produkten, die eine chemische oder physische Barriere zwischen dem Virus und dem Menschen errichten. Zu nennen ist hier der weltweit führende Hersteller von Schutzmasken, 3M India, und der amerikanische Putzmittelproduzent Clorox, der seit Anfang Februar an der Börse um über 10 Prozent zugelegt hat.

2. Biotech- und Pharmafirmen. In der pharmazeutischen Industrie ist ein Rennen um die Entwicklung des ersten Heil- oder Impfstoffs gegen das Virus entbrannt. Bei Medikamenten haben die US-Firmen Gilead Sciences und Moderna die Nase vorn. Die Aktien von Gilead liegen seit Anfang Februar um über 10 Prozent im Plus, jene von Moderna um über 20 Prozent.

3. Heimliefer-Services. Viele Menschen weichen einer Begegnung mit dem Virus aus, indem sie sich ihre Nahrungsmittel nach Hause liefern lassen. Beim Migros-Anbieter Le Shop kam es letzte Woche zu Engpässen. Der US-Anbieter Grubhub hält sich an der Börse wacker, auch die Schweizer Famy berichtet der *Weltwoche* von einem «extremen Anstieg» der Bestellungen.

4. Streaming-Dienste. Finanzanalysten gehen davon aus, dass der Netflix während der Corona-Krise steigende Erträge verbucht. Ähnliches gilt für die Anbieter von Videokonferenzen und E-Learning-Lösungen.

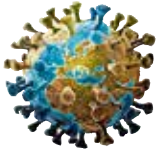
5. Autoteile- und Gebrauchtwagen-Händler. Der Ölpreisschock vom vergangenen Montag versetzte, besonders in den USA, den Anbietern von Gebrauchtwagen und Ersatzteilen einen gehörigen Schub. Die Besitzer verbrauchsintensiver Kraftwagen wittern Morgenluft.

Text: Florian Schwab



«Fitte Leute sind nicht in Gefahr»

Wie stehen die Chancen, dass man die Corona-Krise in den Griff bekommt? Der Immunologe Beda Stadler erklärt, welche Massnahmen sinnvoll sind und wer am meisten Schutz braucht. *Von Beat Gygi*



Herr Stadler, wie beurteilen Sie die Ausbreitung des Coronavirus jetzt am Dienstagmorgen?

Erfreulicherweise nehmen in China seit gut einer Woche die Zahlen ab, bei Ansteckungen wie bei Todesfällen. Auch Korea scheint die Lage in den Griff zu bekommen. Sorgen bereiten mir Italien und der Iran, da sind die Dinge aus dem Ruder gelaufen. Ein schlechtes Beispiel stellen die USA dar. Da wurde wegen Bürokratie und mangelhaften Materials das verpasst, was am Anfang am wichtigsten ist: testen, testen, testen. Mit Blick auf die anderen Länder mit den relativ wenigen Todesfällen komme ich zum Schluss, dass man die Corona-Probleme in den Griff bekommen wird.

Ist die Ausbreitung weit genug fortgeschritten, so dass man das sagen kann?

Von Epidemiologen, die mit bestimmten Modellen arbeiten, ist zu hören, es sei mit einer zweiten Phase zu rechnen wie damals bei der Spanischen Grippe. Aber diese Voraussage beruht auf Annahmen, die mit Ungewissheiten verbunden sind. So wird etwa angenommen, dass der Sommer mit mehr Ultraviolettlicht und höheren Temperaturen dem Virus wenig anhaben könne. Ich wäre erstaunt, wenn das so wäre.

Die Welle dürfte also abebben?

Wenn alle anderen Länder ähnlich handeln wie die Schweiz, wird man am Schluss wahrscheinlich nicht einmal von einer Pandemie sprechen können. Dann wäre es einfach eine Reihe von Epidemien gewesen, lokal begrenzte Ereignisse.

Wie beurteilen Sie den Verlauf in der Schweiz?

In der Schweiz haben wir einen rasanten Anstieg der Ansteckungen gesehen, primär, weil intensiv getestet wurde. Das ist eigentlich vorbildlich, kann aber wahrscheinlich nicht weiter so durchgezogen werden. Besonders wichtig an den Schweizer Daten ist, dass sich keine Verdoppelung von Tag zu Tag zeigt, denn das würde ein exponentielles Wachstum und Gefahr bedeuten. Sobald die Zahl der täglichen Fälle ähnlich hoch bleibt, hat man die Entwicklung eigentlich unter Kontrolle.

Aber nun will man in der Schweiz zurückhaltender testen.

Da war die Kommunikation des Bundes nicht klar. Ist der Grund, dass Testkits knapp werden und weltweit ein riesiger

Bedarf danach besteht, oder will man die Hysteriker fernhalten? Im zweiten Fall wäre etwas Zurückhaltung in Ordnung.

Was kann man heute zur Sterblichkeitsquote sagen?

Seit Jahresanfang sind wegen des Coronavirus etwas mehr als 4000 Menschen gestorben. Nach Schätzungen der WHO forderte die Grippe dagegen mehr als 90 000 Menschenleben. Die Grippe ist ein sogenannter



«Es ist ein AHV-Virus»: Wissenschaftler Stadler.

stillter Todesfall, weil erst am Schluss des Jahres Schätzungen veröffentlicht werden. Bei Covid-19 handelt es sich um laute Todesfälle, weil jeweils ein Test und eine offizielle Meldung damit verbunden sind. Der Eindruck auf die Menschen ist komplett anders. Wir registrieren jetzt jeden Corona-Todesfall, haben aber jahrzehntelang Grippeopfer nicht gross wahrgenommen.

Kann man die Quote der Todesfälle pro Ansteckung heute abschätzen?

Ja und nein. In Wuhan zum Beispiel ist sie im Zentrum immer noch über 3 Prozent, aber am Rand der gleichen Provinz lediglich 0,7 Prozent. Möchte man die Mortalität in der Schweiz ausrechnen, wären es jetzt drei Todesfälle auf 476 Krankheitsfälle, also weniger als 1 Prozent. Zuerst wurde Angst verbreitet, aber weltweit wird die Todesrate unter 2 Prozent zu liegen kommen. Am gefährlichsten

war das Virus Mers mit über 30 Prozent Mortalität, beim heute verschwundenen Sars waren es knapp 10 Prozent. Aber die Sterblichkeitsquote ist stark abhängig von der klinisch-medizinischen Versorgung.

Kritiker sagen, die Schweiz habe für den Notfall zu wenig Intensivstationsplätze.

Das kann sein. In meiner aktiven Zeit mussten wir uns immer wieder dem Zwang zur Reduktion der Bettenzahl beugen. In der ganzen Schweiz wurde die Zahl der Spitalbetten heruntergefahren, so dass jetzt für einen wirklich grossen Fall tatsächlich zu wenig Plätze vorhanden wären. In Italien sind schon Weisungen ergangen, dass im Fall von Engpässen die jungen Patienten Vorrang vor den alten haben sollen.

Wer ist denn eigentlich besonders gefährdet?

Das ist im Moment die wichtigste Frage überhaupt. Und auch die Frage, bei der die meisten Experten mit ihren Antworten ziemlich falsch lagen. Ich nenne das Covid-19-Virus das AHV-Virus, was vielleicht etwas salopp tönt.

Es ist also eine Altersfrage?

Ja. Die meisten Experten sehen die Gefährlichkeit des Virus darin, dass im Volk keine Immunität vorhanden sei. Ich bin anderer Meinung. Coronaviren sind Erkältungsviren, ein Fünftel aller Erkältungen geht auf deren Konto. Und je jünger jemand ist, desto öfter hat er einen solchen Infekt; so wird das Immunsystem trainiert. Aber bei älteren Leuten funktioniert das Immunsystem nicht mehr so gut, sie haben meistens nur eine geringe Restimmunität gegen die Coronaviren. Nicht von ungefähr gibt es in den jungen Populationen in Afrika und Südamerika wenige schwere Fälle. Und in den USA hat die Epidemie in den Altersheimen begonnen.

Junge Menschen werden also meist gar nicht krank?

Ja, oder sie haben nur leichte Erkältungen. Sie sind nicht gefährdet. Wahrscheinlich sind mehr angesteckt, als man denkt, und damit wäre auch die Sterblichkeitsquote insgesamt geringer als jetzt vermutet.

Wann rechnen Sie mit Impfstoffen gegen Coronavirus?

Es gibt schon Impfstoffe für Rinder, Katzen und Hunde gegen Coronaviren. Deshalb wird es nicht schwierig sein, auch für den Menschen wirksame Mittel zu finden. Tatsächlich spricht man schon von mehr als zehn fertigen Impfstoffprodukten. Aber das

Problem ist die behördliche Zulassung, denn dafür muss man zuerst in aufwendigen klinischen Tests nachweisen, dass das Mittel bei Menschen gegen die Krankheit wirksam ist und danach ein Impfschutz besteht. Man müsste umfangreiche Versuche durchführen, und selbst in China würde man wohl gar nicht mehr genug Fallzahlen finden.

Kann man in Notlagen nicht rascher vorgehen?

Sollte ein Impfstoff im Eilverfahren freigegeben werden, müssten WHO und alle Behörden einwilligen, dass man sich mit Laborexperimenten begnügt und die Restrisiken in Kauf nimmt. Aber es gibt nicht nur die aktive Impfung, sondern auch die passive. Die Firma CSL Behring in Bern hat weltweit die grösste Plattform für Blutplasma-Fraktionierung. Man könnte Leuten, die nach einer Ansteckung genesen sind, Blutplasma entnehmen, die relevanten Antikörper isolieren und ein Präparat herstellen, das anderen Menschen das Leben retten würde. Und schliesslich ist auch denkbar, dass bald biotechnologisch hergestellte Antikörper verfügbar werden.

Mit Impfen hätten wir dann das Virus im Griff?

Dann können wir damit leben, dann sind nicht mehr die Viren das Problem, sondern die Impfgegner. Ich bin hundertprozentig sicher, dass es einen Impfstoff geben wird. Aber vielleicht wird das Virus auch mutieren und ähnlich wie Sars verschwinden.

Wie beurteilen Sie die Arbeit der Schweizer Behörden bisher?

Ich habe bis jetzt wenig Kritik – ausser dass nun, da klar ist, dass es wirklich ein AHV-Virus ist, mehr Kreativität geboten wäre. Aus jetziger Sicht müsste man den Langlaufmarathon im Engadin nicht mehr verbieten. Junge, gesunde und fitte Leute sind nicht in Gefahr. Man weiss ja mittlerweile auch, dass eine Ansteckung ohne Symptome kaum vorkommt. Es ergibt auch keinen Sinn, Sportanlässe für Kinder zu verbieten. Dafür könnte man in den Zügen die Ruheabteile zu Seniorenabteilen machen, weil wir jetzt vor allem die Senioren schützen müssen.

Also Jung und Alt möglichst trennen?

Ja, Lottoanlässe oder Kreuzfahrten für Senioren, bei andern Anlässen schauen Türsteher, dass nur Junge ins Lokal kommen.

Sehen Sie im Ausland Massnahmen, die man auch für die Schweiz beherzigen sollte?

Nein, bisher nicht. Italien etwa hat vorher dermassen viel verpasst, so dass es jetzt zum Verzweigungsakt kam, auch unter politischem Druck. Ich bin fast ein wenig stolz, dass in der Schweiz so vieles richtig eingeschätzt wurde und der Bundesrat mutig gehandelt hat. Klar, das Endresultat wird sich erst nach Ablauf dieser Epidemie zeigen. ○

Schweiz

Berner Immobilienfieber

Der Job als Bundesrat bringt nicht bloss Ärger, nein, er rentiert auch: Zusammen mit ihrem Ehemann hat Bundespräsidentin Sommaruga ein Mehrfamilienhaus gekauft. Die Lage sei exklusiv.

Wenn die Schweizer Bundespräsidentin den USA wegen deren Klimapolitik die Leviten liest – so wie kürzlich beim World Economic Forum in Davos gegenüber dem US-Präsidenten Donald Trump geschehen –, muss sie in Zukunft nicht mehr weit nach Hause spazieren. Dem Vernehmen nach hat die SP-Bundesrätin zusammen mit ihrem Gatten Lukas Hartmann, einem erfolgreichen Berner Schriftsteller, in Bern ein Haus gekauft, an bester Lage und in unmittelbarer Nähe zur feudalen Residenz des amtierenden US-Botschafters Edward McMullen. Das verraten jedenfalls gutinformierte Kreise.

Den genauen Standort der Liegenschaft will Sommarugas Departement nicht bekanntgeben. Eine Sprecherin des Departementes für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) bestätigt auf Anfrage lediglich den Kauf eines Hauses. Konkret sagte sie, dass Bundespräsidentin Sommaruga mit Ehemann Hartmann ein Mehrfamilienhaus gekauft habe, woraus das Paar drei Wohnungen machen wolle. Eine würden sie nach dem Umbau gleich selber nutzen, so die Uvek-Sprecherin, womit sie von Köniz nach Bern zügeln müssten. Die anderen beiden Wohnungen wollten sie vermieten.

Die Frage, die natürlich allen auf den Nägeln brennt, lautet, wie viel das Ehepaar für ein dreifach unterteilbares Haus bezahlt hat.

In Berner Immobilienkreisen zirkuliert eine Kaufsumme von 3,5 Millionen Franken, die das Uvek weder bestätigt noch dementiert. Nur so viel lässt die Uvek-Sprecherin durchblicken: Das Paar habe für das gemeinsame Haus in Köniz bereits einen Käufer gefunden.

Ziehen sie wieder zusammen?

Der definitive Wegzug aus der Agglomeration nach Bern ist in zweifacher Hinsicht interessant: Erstens bedeutet dies, dass Simonetta Sommaruga und ihr Ehemann demnächst wieder in eine gemeinsame Wohnung ziehen wollen. Das ist bemerkenswert. Denn zur Erinnerung: Die SP-Bundesrätin und der Schriftsteller führen seit Jahren eine Art Fernbeziehung. Die Magistratin wohnt nämlich die Woche über in einer städtischen Wohnung, er hingegen allein im gemeinsamen Haus in Köniz. An den Wochenenden trifft man sich jeweils für Aktivitäten zu zweit, wie jedenfalls die offizielle Version lautet. Diese geografische Trennung hat Hartmann einst in der *Schweizer Illustrierten* mit unterschiedlichen Lebens- und



Wegzug aus der Agglomeration: Sommaruga.

Arbeitsrhythmen begründet. Wenn man also die Uvek-Sprecherin beim Wort nehmen kann, eint das Paar jetzt sein Wohnsitz in Bern.

Zweitens sei erwähnt, dass es beiden finanziell verhältnismässig gut zu gehen scheint. Als Sommaruga für den Bundesrat kandidierte, wiesen sie als Paar ein gemeinsames Vermögen von 600 000 Franken aus. Der Grossteil davon steckte im Könizer Haus, das sie verkauften. Für ihre jetzige Millioneninvestition sind sie demnach noch etwas reicher geworden, was wiederum die Frage aufwirft, wieso ein gutbetuchter 75-jähriger Schriftsteller und Bundesratsgatte mit Kulturpreisen gefördert werden soll.

Autor Hartmann hat nämlich vor einiger Zeit von der Stiftung Landis & Gyr einen Anerkennungspreis für sein Lebenswerk erhalten. Das will heissen, er darf für ein halbes Jahr nach London ziehen, wo er die Unterkunft sowie die Kosten für Reisen und Lebenshaltung bezahlt bekommt. Die Bundespräsidentin sagte höchstpersönlich, dass ihre Fernbeziehung zum Schriftsteller um 700 Kilometer ferner wird.

Hartmann dürfte der London-Aufenthalt gelegen kommen. Den Umbau kann er von London aus abwarten und danach ins neue Eigenheim einziehen – ob mit oder ohne Gattin, wird sich noch zeigen. *Hubert Mooser*

Kosovos Stern

Sie war Miss Kosovo, politisiert in der CVP als Ortsparteipräsidentin, traf Donald Trump und will einen Grammy gewinnen. Keshtjella Pepshi aus Heimberg im Berner Oberland lässt immer wieder aufhorchen. Von Benjamin Bögli



«Die Schweiz hat uns so viel gegeben»: Doppelbürgerin Pepshi in ihrer Familienwohnung.

Zur Begrüssung in ihrem Apartment in der Nähe von Thun, wo sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder wohnt, kocht Keshtjella Pepshi albanischen Kaffee. Sie bereitet ihn im Handumdrehen zu. Die spitze Bemerkung, der schmecke bestimmt nicht anders als türkischer Kaffee, kommentiert sie mit einem Augenzwinkern: «Hauptsache, er wird nicht mit dem serbischen verglichen. Wobei, es waren ja die Türken, welche die Albaner islamisiert haben.»

Geschichte und Politik sind wichtig im Leben der Schönheitskönigin, Popsängerin und medizinischen Kosmetikerin. 2015 stieg Pepshi im Kanton Bern für die CVP in den Nationalratswahlkampf ein. Sie schaffte es nicht ins Parlament, erzielte mit 4335 Stimmen aber ein respektables Resultat. Die damalige CVP-Kantonalpräsidentin, Alexandra Perina-Werz –

heute eine enge Mitarbeiterin von Bundesrätin Viola Amherd –, erhielt bloss gut 600 Stimmen mehr. 2019 trat Pepshi nicht mehr an. Eine Kandidatur für die nächsten nationalen Wahlen kann sie sich durchaus vorstellen. «Mit mehr politischer Erfahrung und einem grösseren beruflichen Leistungsausweis kann ich es schaffen», sagt sie kämpferisch. Dass sie ein Winner-Gen in sich trägt, hat die schweizerisch-kosovarische Doppelbürgerin schon mehrmals bewiesen.

Ihr bisher grösster Wahlerfolg gelang ihr nicht auf der Polit-, sondern auf der Showbühne: 2010 gewann sie den Titel der Miss Kosovo. Im Berner oberländischen Heimberg wuchs sie auf, in der kosovarischen Hauptstadt Pristina wurde sie zum Star. Hätte ihr Vater diesen Sieg miterlebt, wäre er wohl unendlich glücklich und stolz gewesen.

Der albanische Jurist kämpfte nach dem Tod Titos mit aller Kraft für die Unabhängigkeit des Kosovos. 1982 wurde die Lage im damaligen Jugoslawien zu gefährlich, und es gelang ihm, zusammen mit seiner Frau, einer Studentin, in die Schweiz zu fliehen, wo bereits deren Bruder wohnte. Pepshi kam 1987 in Solothurn zur Welt. Als sie sechsjährig war, starb ihr Vater, der in Heimberg für Rigips zuerst auf dem Bau und später im Büro gearbeitet hatte, plötzlich an Lungenkrebs. Fortan musste die Mutter die Familie alleine durchbringen. Dank einer Schweizer Freundin fand sie in der örtlichen Apotheke eine Stelle als Hilfskraft, später unterrichtete sie Albanisch.

Pepshis Hochachtung vor ihren Eltern ist enorm. Spricht sie über das Engagement ihres Vaters und die Leistung ihrer Mutter, ihres

grossen Vorbilds, die für ihre Familie auf so vieles verzichten musste, ist sie vor Ergriffenheit den Tränen nahe.

Trotz den schwierigen Voraussetzungen integrierte sich die Familie ausgezeichnet. «Man meinte es gut mit uns in der Schweiz, meine Kindheit war sehr schön», erzählt Pepshi. Fremdenfeindlichkeit habe sie keine erlebt. Sie wuchs zuerst in einem Hausteil eines alten Bauernhofs auf, den die Mutter für 350 Franken im Monat mieten konnte. Vor achtzehn Jahren zogen sie dann zu dritt in die Wohnung, wo sie heute noch leben. «Typisch albanisch», beschreibt Pepshi, 32, diese Situation und lacht, «man bleibt, solange man nicht verheiratet ist, bei der Familie.» Liiert ist sie nicht. Einen Mann und Kinder möchte sie aber auf jeden Fall. «Ich liebe die Männer, es muss halt einfach richtig passen. Er sollte natürlich auch damit klarkommen, dass ich eine Powerfrau bin», sagt sie. Osteuropäischer Sinn für Familientradition trifft auf westliche Selbstverwirklichung.

Und Pepshi tut alles für ein selbstbestimmtes Leben, in dem auch Träume Platz haben. Die Familienwohnung ist gleichzeitig Wirkungsstätte ihres kleinen Unternehmens. Seit kurzem übt sie von hier aus ihren erlernten Beruf als medizinische Kosmetikerin aus. Daneben hat sie Aufträge als Model. Mit den Einnahmen finanziert sie sich eine Karriere als Sängerin und Komponistin. Die Musik, betont Pepshi immer wieder, sei ihre grosse Leidenschaft.

Britney Spears statt Multikulti

Als Kind nahm sie an Gesangswettbewerben teil. Einmal wurde sie Zweite, einmal gewann sie. An einer Veranstaltung in Thun war das, zur Förderung der Integration, an der Kinder und Jugendliche Lieder aus aller Welt präsentierten. Pepshi hätte eigentlich etwas auf Albanisch singen sollen, entschied sich jedoch für Britney Spears: Mit «Baby One More Time» räumte sie ab. Die Zwölfjährige, die bereits viel grösser war als die anderen Mädchen in ihrem Alter – heute misst sie 1,78 Meter –, fiel damals Vertretern der Miss-Bern-Organisation auf und wurde angefragt, ob sie an einer Teilnahme interessiert sei. Natürlich war sie dafür viel zu jung – noch: Ein paar Jahre später erreichte sie an der Miss-Bern-Wahl den fünften Platz. Dort wiederum entdeckten sie Miss-Kosovo-Scouts, was schliesslich dazu führte, dass Pepshi in Pristina, wo sie nach ihrer Lehre ein halbes Jahr lebte, 2010 zur schönsten Kosovarinerin gewählt wurde. Dieser Sieg öffnete ihr die Tür zur Welt des Glamours, in der sie viele Kontakte knüpfen konnte, was ihr neue Hoffnungen auf eine Musikkarriere gab.

Unvergessen bleibt für Pepshi die Teilnahme an der Miss-Univers-Wahl in den USA im selben Jahr. Auch darum, weil sie dort dem damaligen Organisator der Wahl, Donald Trump, begegnete. «Trump schüttelte mir die Hand. Er strahlte eine unglaubliche Wärme



Unvergessen: Miss-Univers-Wahlen, 2010.

aus. Er war wie der Weihnachtsmann», erinnert sich Pepshi. Als er erfuhr, woher sie stammte, habe er sich erfreut gezeigt, weil Kosovo ja erst seit kurzem an Wahlen teilnehmen konnte. Umso mehr überrascht sie, dass so viel Schlechtes über Trump geschrieben wird. Sie hatte einen völlig anderen Eindruck. Ein Urteil über die Politik des US-Präsidenten zu fällen, mass sie sich nicht an: «Ich glaube, die Amerikaner sind sehr wohl in der Lage, selber zu entscheiden, welcher Präsident gut für ihr Land ist.»

Das C soll bleiben

Pepshi ging in die Politik, weil sie zeigen will, dass es für Secondos möglich ist, in der Schweiz etwas zu bewirken. Sie möchte ein Vorbild der Integration sein und diese auch weiterentwickeln. Migration sei wichtig für ein Land. «Es muss aber eine gute Zuwanderung sein, eine gefahrlose, die etwas leistet, eine, die das Land weiterbringt», sagt sie. Es erfüllt sie mit grossem Stolz, wenn sie von Leuten mit albanischen Wurzeln hört, die in der Schweiz erfolgreich sind.

«Trump strahlte eine unglaubliche Wärme aus. Er war wie der Weihnachtsmann.»

«Die Schweiz hat uns so viel gegeben, sie ist tolerant, hat uns gefördert und uns in Kriegszeiten aufgenommen – da ist es doch wunderbar, wenn wir auch etwas zurückgeben können!»

Von einem schlechten Image der Kosovo-Albaner in der Schweiz möchte sie nichts wissen. «Klar, es gibt solche, die negativ auffallen, das soll man auch sagen dürfen, doch die bilden die Ausnahme.» Über die erfolgreiche, aber zwi-

lichtige albanische Rapperin Loredana aus Emmenbrücke sagt sie: «Ich kenne sie nicht persönlich, aber Rap ist auch nicht meine Welt.» Und wie reagierte sie auf die Doppeladler-Gesten Xherdan Shaqiris und Granit Xhakas im Spiel gegen Serbien während der letzten Fussball-WM? «Ich fand das menschlich. Es war legitim.» Sie verstehe die vielen Schweizer, die das nicht goutierten. Das Verhältnis zwischen den Serben und den Kosovo-Albanern sei jedoch unversöhnlich, da müsse man zwischendurch Luft ablassen. Pepshi ist der Ansicht, dass man die Wurzeln nie vergessen sollte. Sie sagt: «Integration: unbedingt! Assimilation: nein! Die ureigene Kultur sollte auf keinen Fall aufgegeben werden.» Bei diesem Thema entweicht Pepshis gemütlichem Berner Dialekt für einmal etwas die Sanftheit.

Seit vier Jahren ist sie Präsidentin der CVP Heimberg, einer Mini-Partei von sieben Mitgliedern, die sie auch selber gründete. Als Vizepräsidentin waltet Pepshis Mutter. Sie trat der CVP bei, weil ihr deren Familienpolitik und die bürgerlichen Werte am nächsten stehen. Pepshi ist aber Muslimin. Wie passt das zum CVP-C? Sie sei familienbedingt Muslimin, aber nicht religiös. Dem Christentum fühlt sie sich indes sehr verbunden. Das hat damit zu tun, dass sie als Kind in einem Gospelchor gesungen und sich eine Zeitlang intensiv mit Jesus auseinandergesetzt hat. «Ich wollte wissen, worüber wir eigentlich singen, habe mich in die Materie vertieft und war beeindruckt», sagt sie. Die immer lauter werdenden Rufe nach einer Abkehr vom C aus der eigenen Partei versteht sie nicht. «Das Christliche ist zentral und Ursprung der Partei. Das kann man nicht einfach wegwerfen.»

Schillernd amerikanisch

Kürzlich sorgte Pepshi für eine *Blick*-Schlagzeile, die nichts mit Politik zu tun hat: «Miss Kosovo will als Sängerin durchstarten», hiess es Anfang Februar. Was ist da dran? Ohne Plattenfirma im Rücken hat sie es geschafft, ihren Popsong «Too Many Miles» ins Gespräch zu bringen. Ihre wohlklingende Stimme setzte sie dabei ebenso gekonnt ein wie ihre Schönheit und ihren eisernen Willen: Im Alleingang drehte sie ein Musikvideo und kontaktierte unermüdlich Radio- und Fernsehstationen. Mit dem Resultat, dass der Song auf MTV und auf verschiedenen Radiostationen lief und bei Apple Music und Spotify abrufbar ist. Ihr nächstes Lied «Who Cares» lanciert sie demnächst.

«Mein Ziel ist es, einen Grammy zu gewinnen», verkündet sie voller Freude. Es ist nicht das erste Mal an diesem Nachmittag in ihrer einfach eingerichteten Heimberger Wohnung, dass sich Keshtjella Pepshi nicht schweizerisch bescheiden, sondern schillernd amerikanisch gibt. Der albanische Kaffee schmeckte übrigens vorzüglich. ○

«Grenzen des Tragbaren»

Während dreissig Jahren steuerte die Schweiz die Zuwanderung eigenständig und erfolgreich. Die Debatte um die Überfremdungsinitiative 1970 zeigt, wie vernünftig die Eliten über Migration diskutierten und handelten. *Von Peter Keller*

Schon einmal ging es in der Schweiz hoch zu und her wegen der Begrenzung der Zuwanderung. Auch damals war die Schlachtordnung klar: Alle gegen einen. Vor fünfzig Jahren, am 7. Juni 1970, stimmte die Schweizer Bevölkerung über die Überfremdungsinitiative ab.

Allerdings gab es zwei wesentliche Unterschiede zur nun anstehenden Volksabstimmung über die Begrenzungsinitiative: Die SVP – damals noch Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei – befand sich einträchtig im gegnerischen Lager, zusammen mit allen anderen etablierten Parteien, den Wirtschaftsverbänden, Gewerkschaften und Medien. Auch der zweite Umstand überrascht: Im Gegensatz zu heute hatte der Bundesrat die Problematik einer unkontrollierten Massenzuwanderung grundsätzlich anerkannt und drei Monate vor der Abstimmung 1970 einen fundamentalen Systemwechsel eingeleitet. Wie kam es dazu, dass die Eliten von damals ganz anders auf die Sorgen in der Bevölkerung reagierten?

Umdenken in Wirtschaft und Politik

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte in der Schweiz, als einer der wenigen verschonten Volkswirtschaften Europas, ein beispielloser Boom ein. In der Folge verdoppelte sich die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte. Auch ab 1960 stieg die Zuwanderung nochmals «sprunghaft» an, wie der Bundesrat selber feststellte. Allein 1961 um plus 104 581 Personen, gegenüber durchschnittlich 23 000 in den vorangegangenen Jahren.

Der Unmut in der Bevölkerung nahm parallel mit dem Zustrom der Fremdarbeiter zu. Auch den Verantwortungsträgern wurde klar, dass sie dieser Situation nicht tatenlos gegenüberstehen durften. 1967 erklärte der Bundesrat: «Die Entwicklung seit 1960 führte sowohl bei den Behörden als auch in weiten Kreisen der Wirtschaft und der Politik zu einem Umdenken.» Und weiter: Die «Überfremdungsgefahr» habe einen Grad erreicht, der sich den «Grenzen des Tragbaren» näherte. Mit verschiedenen Massnahmen (beschränkte Zulassung ausländischer Arbeitskräfte, Herabsetzung des Gesamtpersonalbestandes) versuchte der Bundesrat Gegensteuer zu geben. Ohne das eigentliche Ziel – «eine Stabilisierung oder gar Herabsetzung des Bestandes an ausländischen Arbeitskräften» – zu erreichen, wie die Behörden offen zugaben.

Als eigentlicher Beschleuniger wirkte dann die erste Volksinitiative, die die Zuwanderung in den Griff bekommen wollte. Es war die Demokratische Partei Zürichs, die 1965 ein Volks-



Alle gegen einen: Nationalrat Schwarzenbach am 1. August 1970.

begehren «gegen die Überfremdung» einreichte und einen Höchstanteil von 10 Prozent Ausländern an der Wohnbevölkerung forderte. Mit dem gleichen Thema stieg die Partei in den nationalen Wahlkampf 1967. Ein Plakat zeigte einen südländisch anmutenden Mann mit dunklem Schnurrbart und Reisekoffer auf den Schultern, der durch das Schweizerkreuz in Richtung Grenzzaun marschiert. Dazu der Slogan: «Stop der Überfremdung». Die Demokraten schlossen sich 1971 der FDP an.

Der bundesrätliche Bericht zur Initiative der Demokratischen Partei gibt unumwunden zu, dass «in unserem Land von einer Überfremdungsgefahr» gesprochen werden müsse. Er nennt als Gründe die «Absonderung» bestimmter Ausländergruppen oder die mangelhafte «Assimilationsfähigkeit»: «Angehörige entfernterer Länder, deren Sitten und Gebräuche mit den unsrigen wenig gemeinsam haben und die für spezifisch schweizerische Belange

wenig Verständnis aufbringen, sind nur schwer oder überhaupt nicht zu assimilieren.»

Der Bundesrat warnt an gleicher Stelle auch vor einer «wirtschaftlichen Überfremdung», dann nämlich, «wenn innerhalb der Wirtschaft eines Landes den ausländischen Arbeitskräften, dem Führungspersonal, den ausländischen Kapitalinvestitionen und Einflüssen, eine derartige Bedeutung zukommt, dass entweder ganze Wirtschaftszweige vom Ausland abhängig werden oder die Führung zahlreicher Betriebe oder einzelner Wirtschaftsgruppen rechtlich oder tatsächlich in ausländische Hände übergeht». Ein Szenario, das bei den meisten Schweizer Grosskonzernen längst Realität geworden ist.

Schwarzenbachs Stunde

Die Demokratische Partei zieht 1968 ihre Initiative zurück, nicht zuletzt im Glauben an die Wirksamkeit verschiedener Massnahmen, die der Bundesrat bereits beschlossen oder in Aus-

sicht gestellt hat. Damit schlägt die Stunde von James Schwarzenbach: Er lanciert umgehend ein eigenes Volksbegehren. Auch er will eine Begrenzung der ausländischen Bevölkerung und zusätzlich strengere Vorschriften bei der Einbürgerung. Die Schwarzenbach-Initiative ist geboren. Der Initiant ist eine Ausnahmeerscheinung der schweizerischen Politik. Ein Aussenseiter von ganz oben: James Schwarzenbach wird 1911 in eine Zürcher Industriellenfamilie geboren, er besucht das Lyceum Alpinum in Zuoz, doktortiert in Geschichte, kann in allen Landessprachen debattieren und wird 1967 als bis anhin erster und einziger Vertreter der Nationalen Aktion in den Nationalrat gewählt.

Die Initiative kommt zustande und 1969 in die Räte. Alle anderen Parteien lehnen das Volksbegehren als zu radikal ab. Bei einer Annahme müssten mehrere hunderttausend Ausländer die Schweiz verlassen. Aber in der Debatte gibt es durchaus Verständnis für die Sorgen der Bevölkerung gegenüber der starken Zuwanderung. Der Fraktionssprecher der Sozialdemokraten, der Gewerkschafter Ernst Wüthrich, hält etwa fest, dass seine Partei schon seit Jahren vor der «Aufblähung unserer Wirtschaft auf der Basis des ausländischen Arbeitsmarktes» warne.

Der Berner Nationalrat redet seinen Parlamentskollegen auf der bürgerlichen Seite ins Gewissen: Der Schweizerische Gewerkschaftsbund und die SP hätten all die Jahre immer wieder Massnahmen unterstützt, die zu einer «Stabilisierung und sukzessiven Senkung der Ausländerbestände» hätten führen sollen. Nur seien die Bundesratsbeschlüsse von den Kantonen «auf Druck der Arbeitgeber» immer wieder durchbrochen worden. Sein Parteikollege David Baumgartner pflichtet ihm bei: Es hätte zu lange gedauert, bis man «in gewissen Kreisen» erkannt habe, dass tatsächlich eine Überfrem-

dungsfahr bestehe. Auch er, ein gelernter Schreiner aus dem Kanton Glarus, wisse aus eigener Erfahrung von «der Belastung vieler einheimischer Arbeitnehmer». Es komme nicht von ungefähr, dass gerade unter der Arbeiterschaft eine gewisse Sympathie für die Überfremdungsinitiative vorhanden sei.

Auch die Wirtschaft zeigt Einsicht. Im Namen des Zentralverbands schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen erklärt der freisinnige Kommissionssprecher Paul Bürgi, dass die Arbeitgeber «unter allen Umständen» am Stabilisierungsziel festhalten würden. «Diese Garantie gilt auch für den Fall, dass das Volksbegehren gegen die Überfremdung in der Volksabstimmung abgelehnt wird.» Karl Trottmann, Mitglied der konservativ-christlichsozialen Fraktion (heute CVP), lehnt die Initiative zwar vehement ab, hält aber fest, dass «viele verantwortungsbewusste

Mitbürger wegen der Überfremdungsgefahren von echter Sorge» erfüllt seien. Sein Ansatz: Man müsse die «Rationalisierungsbestrebungen» in allen Betrieben fördern. Die steigende Produktivität könne jedoch nicht verwirklicht werden, wenn die Arbeitsplätze «mit wenig qualifizierten Arbeitskräften, die zudem noch fremdsprachig sind», aufgefüllt würden.

Die neue Regelung greift

Der zuständige Justizminister und damalige Bundespräsident Ludwig von Moos (CVP) hält denn auch in seiner Botschaft an das Parlament fest, dass der Bundesrat als «Nahziel» die Zahl der erwerbstätigen Ausländer stabilisieren wolle, «um der bestehenden Überfremdungsgefahr» zu begegnen. Der Bevölkerung müssen diese Versprechen bekannt vorgekommen sein: Sie wiederholten sich seit 1960 regelmässig.

Die Eliten von damals erfassen die Stimmungslage und entschliessen sich drei Monate vor dem Urnengang zu einer Notbremse, um Schwarzenbachs Radikal-Initiative zu verhindern. Der Bundesrat beschliesst am 16. März 1970 die Begrenzung der Zahl der erwerbstätigen Ausländer. Die neue Regelung greift. Die Zuwanderung geht deutlich zurück. Mit Ausbruch der Rezession nimmt die ausländische Bevölkerung sogar um fast 200 000 Personen ab. James Schwarzenbach unterlag zwar mit seinen Überfremdungsinitiativen, aber er gewann politisch: Ab 1970 steuerte die Schweiz die Zuwanderung eigenständig – bis zum Personenfreizügigkeitsabkommen mit der EU. Die Kontingentierung war ein Erfolgsmodell: Sie gewährleistete den Zuzug benötigter Arbeitskräfte und sorgte für eine innenpolitische Entspannung in der auch vom Bundesrat freimütig so genannten «Überfremdungsfrage». ○



Die Demokratische Partei Zürichs im Wahlkampf, 1967.



Bundesrat von Moos, im Amt von 1960 bis 1971.



Die Bibel

Heiliges Wachstum

Von Peter Ruch

Vielmehr stellen wir uns ganz und gar als Gottes Diener zur Verfügung... wie Besitzlose, die alles besitzen (2. Korinther 6, 4.10). Unsere Zivilisation leidet keinen Mangel. Eine kleine Minderheit von darbenenden Menschen ändert an diesem Befund nichts. Deshalb fand die Schülerin aus Schweden eine derart breite Resonanz mit der Forderung, den Verbrauch zu mässigen. Ich bin kein Greta-Fan, teile aber die Einschätzung, dass der gedankenlose Konsum allgegenwärtig ist, von der Überheizung der Räume über die unzähligen überflüssigen Geräte bis zur Mobilität. Dass die Menschen aus freien Stücken oder wegen Vorschriften verzichten würden, ist längst widerlegt. Zudem wächst die Weltbevölkerung. Noch schneller wächst die Zahl derer, die auf ihre ersehnte bessere Lebensqualität und damit auf mehr Verbrauch zusteuern. Die Chance, dass die Verschwendung sinkt, steckt ausschliesslich in höheren Gewalten. Missernten, Naturkatastrophen, Kriege und Seuchen haben jeweils Abwärtsbewegungen ausgelöst. Sie gingen mit Leid einher, sorgten aber für neue, oft zukunftsweisende Prioritäten. Das Coronavirus könnte einen solchen Effekt hervorrufen. Es drückt nicht zuletzt auf verschwenderische Luxussegmente wie Flugreisen und Kreuzfahrten. Auch die Autobranche befürchtet Einbussen.

Diese organische Korrektur müsste eigentlich willkommen sein. Was hören wir aber vom Finanzminister der grössten Volkswirtschaft Europas? Olaf Scholz hat sich für ein Konjunkturprogramm ausgesprochen, wenn es die Lage erfordere. Ins gleiche Horn blasen Minister und Notenbanker in aller Welt. Es gibt nichts Heiligeres als das Wachstum. Die Ankündigungen enthüllen, wie wenig hinter den ökologischen Bekenntnissen steckt. Der Apostel Paulus redet von *Besitzlosen, die alles besitzen*. Der Widerspruch weist hinter den vulgären Materialismus, wo die Einsicht wartet, dass Einbussen kein Verderben bedeuten. Unzählige kulturelle Glanzlichter kamen unter Entbehrungen zustande. Das sollten wir wenigstens zu buchstabieren versuchen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Martin Ebners stilles Comeback

In seiner dunkelsten Stunde stand er vor dem Nichts. Aber in den letzten fünfzehn Jahren ist dem Schweizer Unternehmer eine bemerkenswerte Rückkehr gelungen. Das Juwel des neuen Ebner-Imperiums ist die Fluggesellschaft Helvetic Airways. Von Florian Schwab

Lange war Martin Ebner weitgehend von der Bildfläche verschwunden. Erst seit einigen Monaten pflegt der Financier wieder ab und zu einen grösseren Auftritt. Im kunstvoll ausgeleuchteten Hangar des Flughafens Zürich weihte er vor den Medien die ersten drei von vorerst zwölf brandneuen Embraer-E195-E2-Mittelstreckenflugzeugen ein. Patron der einzigen Schweizer Fluggesellschaft Helvetic Airways – in dieser Funktion lässt sich der 75-Jährige erstmals seit Jahrzehnten wieder von den Scheinwerfern anstrahlen.

Im Vergleich zu früheren Zeiten mutet das relativ harmlos an. In den neunziger Jahren hatte sich Martin Ebner zum Hecht im trägen Karpfenteich des helvetischen Kapitalismus aufgeschwungen – einer der ersten aktivistischen Aktionäre. Legendär sind seine Auftritte an den Generalversammlungen, etwa bei der Schweizerischen Bankgesellschaft, die 1997 mit dem Bankverein zur UBS fusioniert wurde und bei der Ebner ein paar Jahre zuvor beinahe eine feindliche Übernahme gelungen war.

Martin Mauritius Ebner, aufgewachsen in Hurden bei Pfäffikon SZ, studierte an der Uni Zürich Rechtswissenschaft (lic. iur.) und an der University of Florida Betriebswirtschaft (PhD). Zurück in Zürich, war er für die Schweizerische Kreditanstalt (Credit Suisse) und Vontobel tätig. Im damals noch üblichen Börsenhandel auf Zuruf (*à la criée*) gehörte er rasch zu den markantesten Köpfen an der Zürcher Börse.

Anschluss an die Spitzenzeiten

Hinter den nagelneu glänzenden Embraer-Fliegern aus Brasilien – Kostenpunkt für die ersten zwölf: zirka 750 Millionen Franken – verbirgt sich ein Comeback, wie es in der Schweizer Wirtschaftsgeschichte wohl einmalig ist. Von praktisch null im Jahr 2002 hat Martin Ebner zuletzt gemäss *Bilanz* ein Vermögen von gegen 3 Milliarden Franken erschaffen. Damit knüpft das Ehepaar Rosmarie und Martin Ebner fast wieder an den früheren Höhepunkt an: angeblich gegen 5 Milliarden Franken im Jahr 2000. Die *Weltwoche* hätte gerne mit Ebner über sein Erfolgsrezept gesprochen, doch der Financier war lediglich zu Auskünften über Helvetic Airways bereit.

Blenden wir achtzehn Jahre zurück. Im Sommer 2002 schlug die dunkelste Stunde. Die schwache Börsenentwicklung nach dem Platzen der Dotcom-Blase hatte Ebners BZ-Gruppe stark gebeutelt. Das Vermögen deckte den Schuldenberg von 6 Milliarden Franken nur

noch knapp. Zuvor, in der Börsenhause, hatte Ebner den Schweizer Aktienmarkt aufgemischt. Er zog durchs Land und machte die Schweizer in Turn- und Mehrzweckhallen mit der Geldanlage in Aktien vertraut. Seine vier sogenannten Visions-Gesellschaften waren eine frühe Form von aktivistischer Beteiligungsgesellschaft. Zum Verhängnis wurde dem Financier, dass er seine Portfolios teilweise fremdfinanzierte. Was in den guten Zeiten einem Perpetuum mobile glich, wurde im Crash zur Falle.

Im Sommer 2002 verkaufte Ebner die Visions-Gesellschaften an die Zürcher Kantonalbank. Ein von beiden Parteien nicht bestätigter Preis von 500 Millionen Franken machte die Runde. Mit dem Erlös, vor allem aber mit den übrigen Aktien befriedigte er die kreditgebenden Banken. Stattliche Beteiligungen an Firmen wie Credit Suisse (10 Prozent), ABB (9,7 Prozent) oder Lonza (19 Prozent) und Rietter (21,4 Prozent) wechselten den Besitzer.

Am Tiefpunkt – so sagt es einer, der Ebner gut kennt – verblieb der Holding ein Eigenkapital von 30 Millionen Franken. Das Imperium war im Wesentlichen auf seine Keimzelle geschrumpft, die im Jahr 1985 gegründete BZ Bank (ursprünglicher Name: BZ Bank Zürich) sowie eine 96-Prozent-Beteiligung an der Immobiliengesellschaft Intershop.

Letztere war es, die Martin Ebner den Neustart ermöglichte. Hätte er diese Beteiligung zum Marktwert von 400 Millionen Franken veräussert, hätte dies für den neuen Besitzer

Mit den drei Anlagen bewies Ebner ein sicheres Gespür für unterbewertete Rohdiamanten.

beträchtliche Kapital- und Handänderungssteuern zur Folge gehabt. Um diese Wertvernichtung zu verhindern, «kam das Intershop-Management zu mir und sagte, für 300 Millionen verschenkst du die Intershop doch nicht, und man hat mir geholfen, bei Freunden neue Kredite zu finden», verriet Ebner drei Jahre später der *Sonntagszeitung*. Da hatte er seine Beteiligung an Intershop bereits schrittweise reduziert und mit dem Erlös die Notkredite zurückgezahlt. Hartnäckig halten sich Spekulationen, Christoph Blocher habe damals zu den Kreditgebern gehört. Bestätigt wurde das nie.

Dann folgte Ebners stilles Comeback. Des- sen aktenkundige Zugpferde sind den Offen-

legungen der Schweizer Börse zu entnehmen: Über ihre Beteiligungsgesellschaft Patinex besitzen Ebner und seine Frau Rosmarie nach wie vor 34,2 Prozent an Intershop (Marktwert: 430 Millionen Franken). Im Jahr 2012 überschritt Ebners Patinex die Meldeschwelle von 5 Prozent bei Temenos, einer Genfer Bankensoftware-Schmiede. Heute beträgt der Anteil 10,82 Prozent (1,05 Milliarden Franken). Früh, ab 2005, stieg Ebner beim Pharmaunternehmen Galenica ein (heute Vifor Pharma). Sein Anteil an Vifor beträgt jetzt 20,38 Prozent (2,05 Milliarden Franken).

Mit diesen drei Anlagen bewies Ebner ein sicheres Gespür für unterbewertete Rohdiamanten, die durch die richtige Strategie auf Hochglanz poliert und im Wert vervielfacht werden. Bei Intershop bestand die Strategie im Verkauf aller ausländischen Beteiligungen und in der Fokussierung auf Schweizer Geschäftsimmobilien an sogenannten B-Lagen. Das hat sich ausgezahlt: Zwischen 2005 und 2020 verzeichnete das Unternehmen eine Wertsteigerung von 500 Millionen auf 1,25 Milliarden Franken, wobei immer ansprechende Dividenden bezahlt wurden.

Ebners Talent als Investor wird besonders deutlich bei Temenos. Der Hersteller von Bankensoftware hat in den letzten Jahren dem Konkurrenten Avaloq den Rang abgelassen. Dabei ist Avaloq als Informatiksparte in Martin Ebners eigener BZ Bank entstanden und hat sich 2002 in einem Management-Buyout verselbstständigt. 2012 entschied Ebner, bei Temenos als Grossaktionär einzusteigen. Er setzte darauf, dass das standardisierte Softwareprodukt von Temenos international besser vervielfacht werden kann als die eher auf die einzelne Bank massgeschneiderten Lösungen von Avaloq. Während sich Avaloq am Schweizer Bankplatz gut behauptet, hat Temenos einen weltweiten Siegeszug angetreten. Zu den Kunden zählen internationale Banken wie Nordea, Santander, Itaú, Bank of Shanghai oder ING. Der Börsenwert hat sich seit Ebners Einstieg 2012 von 1,1 Milliarden Franken auf zuletzt 11,7 Milliarden Franken mehr als verzehnfacht.

Eine ähnliches Feuerwerk fand bei Vifor Pharma statt: von 1,5 Milliarden Franken im Jahr 2005 auf heute gegen 10 Milliarden Franken. Kern der Strategie war hier der Verkauf des Schweizer Apothekengeschäfts und die Fokussierung auf Medikamente gegen Eisenmangel sowie Nieren- und Herz-Nieren-Erkrankungen.



Flügel gewachsen: Investor Ebner.

Neben den börsenkotierten Aktien hält das Ehepaar Ebner über die Beteiligungsgesellschaften Patinex AG und Anna Holding AG ein stattliches Portfolio von Beteiligungen an einem guten Dutzend privater Firmen. Kaum bekannt ist Ebners Beteiligung an Reishauer, dem Weltmarktführer bei Schleifmaschinen für die Autoindustrie. Zwei Drittel aller Zahnräder in Autos werden auf den Maschinen des Walliseller Herstellers zurechtgeschliffen.

Vor über zehn Jahren stieg Martin Ebner mit einer Mehrheit bei Novimmune ein, einem

Biotechnologieunternehmen in Genf. Unter seiner Aufsicht entwickelte die Firma erfolgreich einen Wirkstoff gegen eine bis dahin untherapierbare seltene Immunkrankheit, die vor allem bei Kindern auftritt. Ende 2019 verkaufte Novimmune die Rechte an dem Wirkstoff für 540 Millionen Franken an ein schwedisches Pharmaunternehmen. Bei Ebner verblieb die Forschungsplattform Light Chain Bio, wo heute rund fünfzig Wissenschaftler in der Krebsforschung tätig sind.

Bedeutende Beteiligungen hält Ebner an Adcubum, einem St. Galler Versicherungssoft-

warehersteller, sowie am Zürcher Fintech-Unternehmen Additiv und an der Medizintechnik-Firma Anecova, die auf Lösungen im Bereich der Fruchtbarkeitsmedizin spezialisiert ist. Dazu kommt ein Anteil an den Centralschweizerischen Kraftwerken.

Nicht zu vergessen ist Ebners 70-Prozent-Beteiligung an der BZ Bank, die sich auf die Vermögensverwaltung für Schweizer Privatkunden und auf Ebners Spezialgebiet der kollektiven Anlagen konzentriert. Als früher Pionier gilt die Bank bei umfassenden Finanz-

Heute ist Helvetic Airways ein geschätzter Partner der Swiss für sogenanntes Wet-Lease.

dienstleistungen für Unternehmer, die heutzutage unter dem Begriff Family Office populär sind. Aus der operativen Führung der Bank hat sich Ebner im November 2018 zurückgezogen. Die BZ Bank ist die einzige Firma in Ebners Imperium, die er selber geleitet hat. Bei den übrigen Beteiligungen, inklusive Helvetic Airways, brachte er als Aktionär oder Verwaltungsrat seine Vorstellungen zur Geltung.

Land im Wienerwald

Zu den weniger erfolgreichen Beteiligungen gehört die Technologiefirma Myriad Group. Der Hersteller von Handy-Software vermochte in dem globalen Markt nie richtig Fuss zu fassen. Ebenfalls nicht vom Glück gekrönt ist die einzige Auslandsbeteiligung: Bereits 1989 hatte Ebner gemeinsam mit weiteren Investoren unter dem Namen Schweizerisch-österreichische Gewerbe- und Industriepark Berndorf-Leobersdorf Errichtungsgesellschaft (Sogip) Land südlich von Wien gekauft. Aufgrund der schwierigen rechtlichen Rahmenbedingungen liessen sich die geplanten Projekte nur zu einem geringen Teil verwirklichen. Einige noch nicht verkaufte Grundstücke im Wienerwald schlummern seither in Ebners Bilanz.

Zur Erfolgsgeschichte wurde hingegen die Übernahme von Helvetic Airways im Jahr 2006. Als Ebner die Gesellschaft übernahm, war sie praktisch insolvent. Heute ist die Fluggesellschaft ein geschätzter Partner der Swiss für sogenanntes Wet-Lease: Die Swiss nimmt die Helvetic-Maschinen mitsamt Crew für bestimmte Strecken unter Vertrag, die sie mit ihren eigenen Flugzeugen nur schlecht bedienen kann. Nach Schätzung von Branchenexperten kann Helvetic Airways mit ihren kleineren Flugzeugen ausgewählte Strecken bis zu 20 Prozent effizienter und damit umweltfreundlicher betreiben als die Swiss. Mit seinem grossen Flugzeugkauf setzt Ebner darauf, dass sich dieses Geschäftsmodell europaweit etabliert. Dem Schwyzer Finanzinvestor sind, im wahrsten Sinne des Wortes, Flügel gewachsen. ○

König der Demokratie

König Juan Carlos I., war eine der prägenden Figuren des 20. Jahrhunderts – wie Gorbatschow, Havel und Kohl. Ein Staatsanwalt in Genf will ihn nun vor Gericht stellen. Dabei geht vergessen, welche Verdienste Spanien und Europa dem geschmähten Monarchen verdanken. *Von Wolfgang Koydl*

Es war ein Wetter zum Heulen. Schwarze Wolken hatten sich am Nachthimmel über Madrid zusammengeballt. Es war schneidend kalt, und es regnete in Strömen. Der Wind peitschte die Tropfen durch die Strassen, auf denen sich grosse Pfützen bildeten. Doch den Menschen, die an jenem 27. Februar 1981 durch diese Strassen zogen, war nicht zum Weinen zumute. Sie jubelten, tanzten und sangen. Mehr als anderthalb Millionen Menschen waren zusammengekommen, und zum ersten Mal seit Jahrzehnten fühlten sie sich wie ein Volk: Kommunisten und Falangisten, die Gralshüter der faschistischen Franco-Diktatur, Katholiken und Sozialisten, Katalanen, Andalusier und Galicier.

Sternstunde des spanischen Volks

Sie feierten die Demokratie, sie feierten den König. Die mitmarschierenden Linken unterstrichen die patriotischen Losungen mit dem sozialistischen Gruss – was Manuel Fraga, einen früheren Vertrauten des Caudillo, zu der teils ironischen, teils gerührten Bemerkung verleitete: «Ich glaube ja nicht, dass man jemals mit der geballten Faust grüssen sollte, aber wenn es geschieht, während man «¡Viva el Rey!» ruft, ist es akzeptabel.» Es war nicht nur eine Sternstunde des spanischen Volks, es war wohl auch die glücklichste Stunde des Mannes, der gefeiert wurde: König Juan Carlos I., der so lange sich geduckte, geschmähte und unterschätzte Monarch, der sein Land vor einer Rückkehr in die finsternen Zeiten einer Diktatur bewahrte.

Drei Tage vorher hatten Teile des Militärs und der Guardia civil Parlament und Regierung als Geisel genommen und versucht, sich an die Macht zu putschen. Sie agierten im Namen des Königs, doch der wandte sich nachts um 1.15 Uhr in Generalsuniform über das Fernsehen an das Volk und machte dem Spuk ein Ende: «Die Krone, Symbol der Einheit Spaniens, kann auf keinen Fall Aktionen oder Handlungsweisen von Personen dulden, die mit Gewalt den Demokratieprozess zu unterbrechen versuchen, der in der Verfassung bestimmt wurde, über die das spanische Volk in einem Referendum entschieden hat», erklärte er. Zuvor hatte er Putschistenführer Jaime Milans del Bosch gesagt, dass die Aufständischen ihn erschiessen müssten, um ihr Ziel zu erreichen.

Die Besonnenheit und der Mut des jungen Königs retteten damals Spaniens junge und noch schwache Demokratie. Ohne Juan Carlos sähe nicht nur sein Land heute anders aus, sondern auch Europa.



Besonnenheit und Mut: Monarch Juan Carlos I., 1978.

Heute soll dem 82-jährigen – er dankte 2014 zugunsten seines Sohnes Felipe ab – der Prozess gemacht werden, nicht in Spanien, sondern – man ist versucht zu sagen: «natürlich» – in Genf. Hier hat der umtriebige und stets für ein bisschen internationale Publicity nicht undankbare Staatsanwalt Yves Bertossa eine Untersuchung eröffnet, in der es um Geldwäsche in einem besonders schweren Fall geht.

Die Geschichte dreht sich um eine falsche Prinzessin, Corinna zu Sayn-Wittgenstein, die als Corinna Larsen in Frankfurt zur Welt kam, um einen rachsüchtigen, verurteilten spanischen Polizeioffizier, eine Stiftung in Panama, einen Wohnsitz in Monaco und ein Konto bei einer Schweizer Privatbank – Zutat, die Leuten, die mit geballter Faust grüssen, schon immer zu einem Skandalsüppchen gereicht haben.

In Juan Carlos hat Bertossa ein ideales Opfer gefunden: Hochadel, weltweit bekannt, mit lädiertes Reputation – uneheliche Kinder, illegale Geschäfte und so, wovon aber nichts bewiesen ist. Doch das hatte Bertossa auch im Fall des guatemalteckisch-schweizerischen Doppelbürgers Erwin Sperisen nicht gebremst.

Auftrag von Franco

Konkret geht es darum, dass der ehemalige König der Deutschen, mit der er eine Zeitlang liiert war, eine zweistellige Millionensumme überwiesen habe – aus Dankbarkeit für Beistand in schweren Stunden. Corinna zu Sayn-Wittgenstein vermutet jedoch niedere Motive dahinter: Sie habe das Geld bekommen, «nicht weil er mich so liebt, sondern weil ich in Monaco lebe». Der Vorwurf: Der Monarch habe das Geld – eine saudische Provision für die Vermittlung eines Grossauftrages an eine spanische Firma – am Fiskus vorbei im mediterranen Steuerparadies waschen wollen.

Damit steht ein Mann am Pranger, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für sein Land eine historisch ähnlich bedeutsame Rolle

Sein Vater, der ihn quasi in die Sklaverei verkauft hatte, war gar nicht erst zum Bahnhof gekommen.

spielte wie Michail Gorbatschow für die Sowjetunion, Václav Havel für die Tschechoslowakei oder Helmut Kohl für Deutschland. Dass Spanien heute eine funktionierende Demokratie und ein Mitglied der Europäischen Union ist, verdankt das Land dem König.

Erwartet hätte es niemand von ihm, noch weniger hätte man es ihm zugetraut. Juan Carlos hatte von Kindheit an den Auftrag, die faschistische Diktatur von Francisco Franco nach dessen Tod fortzusetzen. Der General hatte nach seinem Sieg im Bürgerkrieg 1939 eine Wiederherstellung der Monarchie und die Rückkehr des letzten Königs, Alfonso XIII., und von dessen Sohn Don Juan nach Spanien ausgeschlossen. Als sich 1944 die Niederlage von Francos Gesinnungsgenossen Adolf Hitler und Benito Mussolini abzuzeichnen begann, plante er das Überleben seines Regimes. Sein Blick fiel dabei nicht auf den Thronfolger Juan, der sich vom Exil in Lausanne aus mit einem Aufruf zu Francos Rücktritt den Caudillo zum Erzfeind auf Lebenszeit gemacht hatte, sondern auf dessen Sohn Juan Carlos, von allen «Juanito» genannt.

Schon sehr früh notierte Luis Carrero Blanco, graue Eminenz des Regimes und rechte Hand des Diktators: «Es ist notwendig, darüber nachzudenken, den Kinderprinzen auf die Königswürde vorzubereiten. Er ist jetzt sechs oder sieben Jahre alt und scheint sich einer guten Gesundheit und körperlichen Verfassung zu erfreuen; richtig erzogen, hauptsächlich im Hinblick auf christliche Moral und patriotische



«Sprich so wenig wie möglich»: mit Franco, 1975.

Gefühle, könnte er, mit Gottes Hilfe, ein guter König werden.» Mit zehn Jahren bestieg der Prinz 1948 im portugiesischen Estoril den «Lusitania-Express», der ihn in die Hände Francos und in eine ungewisse Zukunft bringen sollte. Sein Vater, der ihn quasi in die Sklaverei verkauft hatte, war gar nicht erst zum Bahnhof gekommen. Nur einen Ratschlag hatte er dem Sohn mitgegeben: «Wenn du Franco triffst, höre zu, was er dir sagt, aber sprich so wenig wie möglich. Sei höflich und gib kurze Antworten auf seine Fragen. Ein fest geschlossener Mund lässt keine Fliegen herein.»

Fast dreissig Jahre lang, bis zum Tod Francos 1975, sollte sich Juan Carlos an diesen Rat halten: «Ich hatte sehr viel zu sagen», erinnerte er sich später. «Aber ich zog es vor zu schweigen. Der kleinste Satz konnte zu meinem Nachteil ausgelegt werden.» Tatsächlich kontrollierte das Regime alle Besucher des künftigen Königs und hörte alle Telefongespräche ab.

Otto von Habsburg lehnte dankend ab

Zunächst einmal legten Juan Carlos' Gegner das Schweigen zu seinem Nachteil aus. Sie sahen darin einen Beleg, dass der «Idiot» und «Operettenprinz» eine fügsame Marionette in den Händen des Führers sei, sein «Ziehsohn» eben. Tatsächlich verbarg Juan Carlos so seine wahren, liberalen Ansichten. Die Täuschung half ihm später, den Übergang Spaniens zur Demokratie zu vollziehen.

Die Verstellung war notwendig, weil lange alles andere als sicher war, ob er wirklich den Thron besteigen würde. Der Caudillo begutachtete auch andere Prinzen aus der einst regierenden Familie Borbón, und einmal trug er sogar Otto von Habsburg die Königswürde an. Doch der Enkel des letzten österreichischen Kaisers, dessen Familie einst das spanische Weltreich beherrscht hatte, lehnte dankend ab.

Erst nach der Geburt von Juan Carlos' Sohn und Thronerbe Felipe 1968 und der Ernennung zum «Príncipe de España», dem Prinzen von Spanien, ein Jahr später schien Franco davon überzeugt zu sein, dass sein Erbe in guten Händen lag. «Er hat eindeutig seine Loyalität zu den Prinzipien und Institutionen des Regimes bewiesen», lobte der 77-Jährige seinen Nachfolger mit tränenerstickter Stimme bei der Verleihung der Prinzenwürde.

Der Geehrte revanchierte sich demütig: «Ich erhalte von Seiner Exzellenz dem Staatsoberhaupt, Generalissimus Franco, die politische Legitimation, die am 18. Juli 1936 geboren wurde.» Mit diesem Datum, das den Staatsstreich des Militärs gegen die spanische Republik markierte, stellte sich Juan Carlos in die Tradition der Diktatur. Zugleich zementierte er den Bruch mit seinem Vater Juan, der sich als legitimer König und als Verfechter einer spanischen Demokratie sah. Trotzig notierte Exil-Schriftsteller Salvador de Madariaga damals in der *Neuen Zürcher Zeitung*: «Spanien wird niemals einen Monarchen akzeptieren, der seinen Vater betrügt und öffentlich erklärt, dass er der König der Sieger in einem Bürgerkrieg sein wird.»

Der gefeierte Autor und Ex-Diplomat sollte sich täuschen – er war damit nicht allein. Woher sollten sie auch wissen, wie der künftige König tickte, da er sich doch vor den Spitzeln des Regimes verstellen musste? Zwanzig Jahre später enthüllte dieser, was er empfunden hatte: «Nur wenige erwähnen, wie sehr ich litt, bevor ich einen Eid auf Prinzipien ablegte, von denen ich wusste, dass ich sie nie respektieren könnte. [...] Nimmt man den Schmerz dazu, den ich empfand, weil ich das alles gegen meinen Vater tun musste, wird man verstehen, dass die ganze Sache für mich ein ziemlicher Albtraum war.»

Feindschaften des Bürgerkrieges

Franco starb am 20. November 1975, nachdem die aus seiner alten Garde bestehende Camarilla die Ärzte wochenlang dazu gezwungen hatte, ihn am Leben zu erhalten. Zwei Tage später bestieg Juan Carlos den Thron – und schlug sofort neue Töne an: In seiner Thronrede bezeichnete er sich als «König aller Spanier, Wächter der Verfassung und Kämpfer für die Gerechtigkeit» und forderte die Beteiligung aller Spanier an einer freien und modernen Gesellschaft – nicht selbstverständlich in einem Land, in dem die Feindschaften des Bürgerkrieges fortlebten.

Ausserdem setzte der König Zeichen: So verschob er die Krönungsmesse, um die Teilnahme demokratischer Politiker wie Frankreichs Staatspräsidenten Valéry Giscard d'Estaing und des deutschen Bundespräsidenten Walter Scheel zu ermöglichen. Den chilenischen Diktator Augusto Pinochet, der zu Francos Beerdigung angereist war, lud er persönlich aus. >>>



Neue Töne: Spaniens Königsfamilie, 2018.

Dennoch schlug ihm von allen Seiten Misstrauen entgegen. Francos Anhänger wurden von den demokratischen Gehversuchen des Monarchen total überrascht. Das galt vor allem für die faschistische Falange, die immer gegen die Wiederherstellung der Monarchie war. Premier Carlos Arias Navarro, der von Franco eingesetzt worden war, blockierte alle Vorstöße Juan Carlos' nach Kräften und äusserte sich herablassend über ihn: «Wie kann ich mit ihm reden», höhnte er. «Es ist, wie mit einem Fünfjährigen spazieren zu gehen. Nach fünf Minuten bin ich so gelangweilt, dass ich es nicht mehr aushalte. Der König redet nur Unsinn.»

Nicht weniger unfreundlich reagierte die demokratische Opposition, die aus dem Exil nach Spanien zurückkehrte. «Sie hatten kein Vertrauen in den Prinzen und obendrein eine äusserst negative Meinung von seinen intellektuellen Fähigkeiten», erinnerte sich Santiago Carrillo, der Vorsitzende der Kommunisten. Erst als sich der rumänische Staatschef Nicolae Ceausescu auf Bitten Juan Carlos' einschaltete, änderte Carrillo seine Meinung. Fortan sah er in ihm «das Scharnier zwischen dem Staatsapparat und den authentischen demokratischen Erwartungen der Zivilgesellschaft». Nach den ersten freien Wahlen applaudierte die legendäre Bürgerkriegs-Ikone Dolores «La Pasionaria» Ibárruri dem König im Parlament.

«Ich bin nicht euer Feuerwehrmann»

Juan Carlos stand «zwischen der unwiderstehlichen Kraft der Linken und dem unbeweglichen Objekt der Rechten», schrieb ein Biograf. Ein anderer sah in ihm weniger den «Motor des Wandels» als vielmehr dessen «Schutzschild». Er hielt den Politikern den Rücken frei, damit sie das franquistische System so friedlich wie möglich abwickeln konnten – trotz wirtschaftlicher Krisen, Unruhe im Militär und Terroranschlägen von Basken und extremen Linken.

Er selbst strebte nie nach der Macht, sondern wollte sie immer in den Händen verantwortungsvoller Politiker sehen. Nach den Buchstaben der neuen Verfassung habe er wohl weniger Vollmachten als der König von Schweden, merkte er einmal amüsiert an. «Aber wenn das hilft, dass alle politischen Parteien die monarchistische Staatsform akzeptieren, dann akzeptiere ich das.» Nachdem er im Alleingang den Putschversuch von 1981 niedergeschlagen hatte, ermahnte er die Politik: «Der König kann und sollte nicht ständig die Verantwortung haben, um Umständen solch ernsthafter Spannungen entgegenzutreten.» In einem privaten Gespräch drückte er sich weniger gewunden aus: «Ich bin nicht euer Feuerwehrmann.»

Sogar der für seinen Zynismus berühmte Kolumnist Francisco Umbral wurde beim Urteil über Juan Carlos milde: «Während wir Spanier glaubten, dass wir etwas Besseres verdienen als einen König, stellt sich nun heraus, dass wir einen König haben, den wir nicht verdienen.»



Nun sieht es so aus, als habe sich Merkel geirrt und Orbán recht behalten.

«Nie wieder 2015»

Als Viktor Orbán 2015 Zäune gegen den Migrantenstrom baute, wurde er diffamiert. Wäre es nicht an der Zeit, dass sich Berliner und Brüsseler Delegationen auf den Weg nach Budapest machen, um die Ungarn um Entschuldigung zu bitten? Von Henryk M. Broder

«What a difference a day makes», singt Dinah Washington. In der Politik dauert es meistens länger als einen Tag, bis der Regen aufhört und die Sonne wieder scheint. Im September des Jahres 2015, als die Bundeskanzlerin die Grenzen der Bundesrepublik weit aufmachte und mehr als eine Million «Geflüchtete» ins Land strömte, da war es ein Satz, der die politische Debatte, so es denn eine gab, dominierte: Deutschland dürfe sich «nicht abschotten!». Europa auch nicht. Nicht wie Ungarn, wo der grausame Viktor Orbán Zäune bauen liess, um – unter Schmährufen aus Brüssel – der unkontrollierten Einwanderung den Riegel zu schieben.

Neue Begleitmusik

Noch im Juni des nächsten Jahres, als die Folgen der unkontrollierten Zuwanderung allmählich klar wurden, sagte der damalige Finanzminister und heutige Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble in einem Zeitungsinterview: «Die Abschottung ist doch das, was uns kaputt machen würde, was uns in Inzucht degenerieren liesse. [...]» Niemand widersprach dieser absurden und im Kern rassistischen Vorhersage, niemand lachte, als Schäuble den Satz nachlegte: «Schauen Sie sich doch mal die dritte

Generation der Türken an, gerade auch die Frauen. Das ist doch ein enormes innovatorisches Potenzial.»

Ein bekannter Ökonom, dem Frau Merkel gerne ihr Ohr leiht, behauptete, die Ausgaben des Staates für die Integration der Flüchtlinge wirkten «wie ein Konjunkturprogramm», spätestens nach sieben Jahren würde ein Flüchtling mehr erwirtschaften, als er den Staat gekostet habe. Ausserdem würden die Geflüchteten bald «die Renten der Babyboomer zahlen». Was von vielen so verstanden wurde, dass Deutschland noch mehr Flüchtlinge aufnehmen sollte, um nicht in Inzucht zu degenerieren und seine Rentner vor Altersarmut zu bewahren.

Heute, da Europa ein erneuter Ansturm von Migranten droht, klingt die Begleitmusik ganz anders. «2015 darf sich nicht wiederholen», «2015 wird sich nicht wiederholen», «Wir wollen, dass sich die Situation von 2015 nicht wiederholt» – sagen die Kanzlerin und ihr Innenminister, der bayerische Ministerpräsident und sein Innenminister, die Ministerpräsidenten von Sachsen und Baden-Württemberg, sagt Friedrich Merz, der Merkel als CDU-Chef und Bundeskanzler beerben möchte, und sagt sogar Ursula von der Leyen, die Präsidentin der Europäischen Kommission.

«Nie wieder 2015!» ist die Parole dieser Tage, dabei ist «unser Land» in den letzten Jahren, wie versprochen, bunter, vielfältiger und jünger geworden, auch «religiöser», obwohl der Kirchenbesuch weiter rückläufig ist.

Nur in einigen Nischen der Gesellschaft lebt der Geist von 2015 weiter. Im «Wort zum Sonntag» der ARD zum Beispiel, wo letzten Samstag eine Pastorin aus Loccum erklärte, im politischen Geschäft zwischen der Türkei und der EU werde «um Menschenleben geschachert», die Flüchtlinge würden «als Verhandlungsmasse benutzt, in einem dreckigen Deal». Jedem Europäer und jeder Europäerin sollte sich «Tag und Nacht der Magen umdrehen».

«Seele von Europa»

Die Bundesregierung hat sich nach langem Ringen dazu bereit erklärt, bis zu 1500 Kinder und Jugendliche aus den überfüllten Flüchtlingslagern in Griechenland aufzunehmen, die jünger als vierzehn und «dringend behandlungsbedürftig» sind. Alles Übrige muss im Rahmen einer «europäischen Lösung» angegangen werden, wobei der deutschen Regierung klar ist, dass es eine solche nicht geben wird. Derweil loben deutsche Minister die Regierungen von Griechenland und Bulgarien, weil sie so tapfer die Aussengrenzen der EU verteidigen und keine Flüchtlinge durchlassen.

Das sind durchaus neue Töne. Vor weniger als zwei Jahren, im Juli 2018, reiste der ungarische Ministerpräsident nach Berlin und bekam bei der Gelegenheit von der Bundeskanzlerin eine Nachhilfestunde in Menschlichkeit. «Wir dürfen nicht vergessen, dass es um Menschen geht», belehrte sie den Ungarn. «Die Seele von Europa ist Humanität.» Zwar müsse man die Aussengrenzen schützen, könne sich aber von der Not der Flüchtlinge nicht abkoppeln.

Merkel machte wie gewohnt weiter, während Orbán seine Position in einem Zeitungsinterview bestätigte: «In der Frage, wer in Ungarn leben darf», sei Frau Merkel «nicht zuständig». Und: «Würde ich eine Flüchtlingspolitik wie Ihre Kanzlerin machen, würden mich die Menschen noch am selben Tag aus dem Amt jagen.»

Nun sieht es so aus, als habe sich die Kanzlerin geirrt und Orbán recht behalten. Wäre es da nicht an der Zeit, dass sich eine Regierungsdelegation von Berlin nach Budapest auf den Weg macht, zu Fuss und in gebeugter Haltung, um Viktor Orbán um Entschuldigung zu bitten?

Aber diese Grösse wird die Kanzlerin nicht aufbringen. Sie hat das Land an den Abgrund geführt, weil sie aber in gutem Glauben und ohne sich zu bereichern, gehandelt hat, wird sie sich nicht entschuldigen, und die Deutschen werden sie nicht aus dem Amt jagen.

Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Andersrum auch. Wie sagte vor gut hundert Jahren der Satiriker und Kritiker des wilhelminischen Obrigkeitsstaates: «Der Wahnsinn, wenn er epidemisch wird, heisst Vernunft.» ○

Jugend

Wie krank ist Greta?

Greta Thunberg, 17, blasser, schmaler und trauriger denn je, war in Brüssel. EU-Kommissionspräsidentin Von der Leyen nannte das Mädchen eine Inspiration. Wie kommt sie dazu? Derk Jan Eppink

In der vergangenen Woche spielte sich etwas Bemerkenswertes in Brüssel ab. Aus Sorge vor dem Coronavirus schloss das Europäische Parlament seine Pforten für Besucher, machte aber eine Ausnahme – für Greta Thunberg, die 17-jährige schwedische Klimaaktivistin. Sie wurde wie ein Staatsoberhaupt empfangen, während tatsächliche Staatschefs, wie etwa afrikanische Präsidenten, die zum EU-Afrika-Gipfel nach Brüssel gekommen waren, höflich



Trauriger Teenager.

nach Hause geschickt wurden. Der Präsident von Ghana wurde abgewiesen, Greta dagegen empfangen.

Kummer und Schmerzen

Für die meisten EU-Staats- und Regierungschefs und Parlamentarier ist Greta eine Göttin höherer Ordnung, die geschickt wurde, die Welt zu retten, indem sie die strengen Klimagesetze fordert, die von der EU dann verabschiedet werden. Sobald Greta gesprochen hat, ist die Debatte beendet. Wer weiterhin unbequeme Fragen stellt, wird als Klimaleugner beschimpft.

Greta nahm zunächst an einer Sitzung der EU-Kommission teil, bei der es um das Klimagesetz ging, wonach die EU bis 2050 klimaneutral werden soll. Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen lobte Greta als Inspirationsquelle. Frans Timmermans, Vizepräsident und Architekt des «Green Deal», pries Greta mit tränenerstickter Stimme wie eine Heilige. Anschliessend begab sie sich zum Europäischen Parlament, wo sie als einzige Besucherin eingelassen wurde. Ich habe es gesehen. Es war kein schöner Anblick.

Greta ist ein junges Mädchen, blass und schmal, als würde es kaum etwas essen. Sie hat stumpfe Augen, die in die Leere starren. Sie ist erkennbar kein glückliches Mädchen, das Freunde hat, ausgeht und das Leben genießt. Im Gegenteil, irgendetwas bereitet ihr Kummer und Schmerzen. In Brüssel wirkte sie noch gequälter als bis anhin. Sie verlas einen zehnerminütigen Text, ohne irgendwelche Emotionen zu zeigen.

Auf einem TED-Talk in Stockholm im November 2018 sprach sie davon, dass bei ihr eine Zwangsstörung, selektiver Mutismus und Asperger diagnostiziert worden seien. Ihr Engagement führte sie zum Teil auf ihren Autismus zurück. Laut dem australischen Psychologen Michael Carr-Gregg müssen junge Menschen einen hohen Preis für Berühmtheit entrichten – möglicherweise Burnout. Er beschrieb Greta als «politische Schachfigur», die einer Therapie bedürfe.

Berufspolitiker waren den Tränen nahe

Mir tat Greta leid – ein junges Mädchen, das von Agenten einer raffinierten Machtpolitik ideologisch missbraucht wird. EU-Parlamentarier fast aller Fraktionen verehrten sie, bezeichneten sie als eine vom Himmel entsandte Persönlichkeit. Berufspolitiker waren den Tränen nahe. Einzig der Vertreter der konservativen Fraktion empfahl ihr: «Greta, geh bitte wieder zur Schule.» Er wurde ausgebuht. Wie konnte er nur!

Es war eine traurige Sitzung. Klimapolitik ist eine «Naturreligion» geworden – mitsamt Untergangsszenarien, Erlösung, Schuld und einer Göttin, die der Welt ihre Sünden vorhält. Tatsächlich berufen sich die EU-Eliten auf eine 17-Jährige, die psychologische Probleme hat. Es verrät viel über den Charakter dieser Eliten und die von ihnen vorgelegten Pläne. Man fragt sich nur: Wie viel davon ist Wissenschaft und wie viel Religion?

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Derk Jan Eppink ist ein niederländischer Journalist und Mitglied der nationalkonservativen Partei Forum für Demokratie. Er ist Mitglied des Europäischen Parlaments, dem er bereits 2009 bis 2014 angehörte. Er sitzt in der Fraktion der Europäischen Konservativen und Reformen.



Sowjetische Gulags vor Augen: Co-Vorsitzende von Die Linke, Bernd Riexinger und Katja Kipping.

Zweierlei Mass für politische Moral

Das Virus «rechten» Denkens soll ausgehungert werden, indem die AfD und ihre Wähler auf der moralischen Quarantänestation isoliert werden. Die CDU wird aufgefordert, die Linke zu umarmen. Und gegenüber deren extremen Ursprüngen und Umtrieben Milde walten zu lassen. *Von Thilo Sarrazin*

Wiederholt griff die Linke-Vorsitzende Katja Kipping in den letzten Wochen die sogenannte Hufeisentheorie an. Diese besagt, dass sich die Extreme am linken und rechten Ende des politischen Spektrums in vieler Hinsicht ähneln und deshalb von demokratischen und liberalen Kräften gleichermaßen abzulehnen sind.

Die CDU/CSU baut seit Jahren ihre Ablehnung der Zusammenarbeit mit der Linken und der AfD auf der Hufeisentheorie auf. Das ist theoretisch fragwürdig, weil diese Theorie beiden Parteien eine strukturelle Ähnlichkeit in der Feindschaft zur Demokratie unterstellt und zudem ihre gewählten Vertreter quasi als homogene Klasse von Demokratiefeinden sieht.

Die Landtagswahl in Thüringen im Oktober 2019 hatte aber die Linke und die AfD so stark gemacht, dass ohne eine der beiden Parteien keine parlamentarische Mehrheit entstehen konnte. Die Duldung einer von der Linken geführten Minderheitsregierung wurde der Thüringer CDU von der Bundesführung untersagt. Die daraufhin erfolgte Wahl eines FDP-Ministerpräsidenten mit den Stimmen von CDU und AfD stürzte im Februar die Republik wochenlang in ein politisches Delirium. Bundeskanzlerin Angela Merkel forderte aus dem fernen Südafrika ihre Thüringer Parteifreunde ultimativ dazu auf, das Ergebnis einer demokratischen geheimen Wahl rückgängig zu machen. Das geschah schliesslich auch. Bodo Ramelow (Die Linke) wurde am 5. März im Thüringer Landtag mit einer relativen Mehrheit als Ministerpräsident gewählt und steht nun einer rot-rot-

grünen Regierung ohne parlamentarische Mehrheit vor.

Desaster für CDU total

Als Folge des Zickzackkurses und des offenbar werdenden Führungsversagens stürzte die CDU nicht nur in Thüringen, sondern auch auf Bundesebene in die Krise. Ein Führungswechsel in Thüringen wurde vollzogen. Auf der Bundesebene wird auf dem CDU-Parteitag am 25. April ein neuer Vorsitzender gewählt. Bundesweit steht die CDU/CSU in Umfragen noch bei 26 Prozent, in Thüringen bei 14 Prozent.

Das Desaster für die Union ist achtzehn Monate vor der nächsten Bundestagswahl total. Das Wiederaufflammen der Flüchtlingskrise an der Grenze zwischen Griechenland

Der Abstieg der CDU/CSU auf Werte unter 30 Prozent ist das Spiegelbild des Aufstiegs der AfD.

und der Türkei legt den politischen Scheinwerfer erneut auf die politischen Entscheidungen, die Angela Merkel 2015 und 2016 traf. Das nagt an der Legitimität ihrer Politik und stellt die Bewerber um den Parteivorsitz, die ja alle die Kanzlerkandidatur und den erhofften Wahlsieg im September 2021 fest im Auge haben, vor die Frage, ob sie das politische Erbe Angela Merkels annehmen oder ob sie sich davon absetzen und einen neuen Aufbruch versuchen sollen.

Im Sommer 2015 war die AfD nach einem Führungsstreit, der ihren Gründer Bernd Lucke das Amt kostete, mit Umfragewerten unter 5 Prozent auf dem Weg in die politische Bedeutungslosigkeit. Die Flüchtlingskrise im Herbst 2015 und ihre Folgen waren ihr Rettungselixier. In nur wenigen Monaten schoss sie in den bundesweiten Umfragen auf das heutige Niveau und liegt trotz anhaltender interner Richtungskämpfe und trotz ihrer umfassenden moralischen Verdammung in den Medien und bei den etablierten Parteien stabil bei 13 bis 15 Prozent. Auch das Attentat von Hanau, das in Politik und Medien sehr massiv der AfD moralisch zur Last gelegt wurde, änderte an den Umfragewerten nichts.

Der Abstieg der CDU/CSU auf Umfragewerte von weit unter 30 Prozent ist das Spiegelbild des Aufstiegs der AfD. Am besten wäre es für die Union, wenn sie deren Wähler dauerhaft zurückgewinnen könnte. Aber wie soll das geschehen? Schon der SPD ist dies bei Grünen und Linken missraten.

Gegenwärtig dominiert bei der Union wie auch sonst in Politik und Medien der Versuch, die Zustimmung zur AfD durch ihre moralische Ausgrenzung zu verringern. Ist dies aussichtsreich, wenn die Antworten der Union auf die Migrationsfrage ganz im merkelschen Sinn weiter im Ungefähren bleiben? Und kann es Erfolg versprechen, den Wählern und Sympathisanten der AfD durch öffentlichen moralischen Druck quasi den Schneid zu rauben und so alle unangenehmen Debatten abzuschneiden?

In dieser Hinsicht läuft gegenwärtig ein grosses Sozialexperiment. Bundesweit wurde eine ganz grosse Bühne der politischen Korrektheit aufgestellt, und jede fragwürdige Äusserung, die bei der AfD und ihren Sympathisanten seit der Parteigründung fiel, wird dort ins Rampenlicht gezerrt. Dabei gerät viel Unrat und krauser Unfug ins Scheinwerferlicht. Aber reicht das als politische Strategie zur Bekämpfung der AfD aus, wenn man politische Antworten auf die Beweggründe und Sorgen vieler AfD-Wähler entweder nicht hat oder nicht geben will?

In einer einseitigen Debatte werden gegenwärtig Einstellungen und Äusserungen von AfD-Politikern und ihren Sympathisanten tendenziell in die Richtung des absolut Bösen beziehungsweise Unanständigen verschoben, gegen das man sich durch eine politische «Brandmauer» schützen will. Diesseits der Brandmauer sollen sich alle Guten sammeln. Linke, SPD und Grüne bieten der Union grosszügig an, sie auch zu den «Guten» zu zählen, solange sie nur ausreichend Abstand von der Brandmauer hält. Das bedeutet natürlich auch den Abschied von der Hufeisentheorie. Die Vertreter der Union, so möchten es die «Guten», sollen künftig auf die moralische Gleichsetzung von Links- und Rechtsradikalismus verzichten.

Ende der Hufeisentheorie

Taktisch gesehen, ist diese Aufnahme in den Kreis der «Guten» ein vergiftetes Geschenk: Für die Union soll es prinzipiell unmöglich gemacht werden, mit einem politischen Partner rechts von ihr zu kooperieren, während sich auf der linken Seite die Machtperspektiven dadurch verbessern, dass die – zumindest teilweise linksradikale – Partei Die Linke als Mitglied des Kartells der «Guten» prinzipiell koalitionsfähig wird. So ist die eingangs zitierte Forderung der Linke-Vorsitzenden Katja Kipping zu verstehen, die CDU solle sich von der Hufeisentheorie trennen.

An der Hufeisentheorie ist nur ihre unkritische Anwendung problematisch. Tatsächlich hat sie einen wahren Kern und vermittelt eine wichtige Botschaft: Sowohl am linken wie am rechten Rande des politischen Spektrums führen nämlich der politische Eifer und das Gefühl, im Besitz der Wahrheit zu sein, schnell in den Schutt einer falschen Weltsicht und zu gefährlichen Träumen über eine grundsätzliche Änderung der Gesellschaft. Dann ist es nicht mehr weit bis dahin, die «Guten» und die «Bösen» zu definieren und Letztere im Sinne der guten Sache und der Rettung der Welt notfalls auch gewaltsam auszuschalten.

Unter wahren Radikalen werden solche Fantasien auch implizit gepflegt. Schlägt dann mal einer über die Stränge und äussert, was er wirklich denkt, so kann er in seinem Umfeld auf Milde rechnen.

Reiche erschossen?

Solche Milde übte der Co-Vorsitzende der Linkspartei, Katja Kippings Kollege Bernd Riexinger, kürzlich auf einer Strategiekonfe-

«Ich möchte nur sagen: Wir erschossen sie nicht, wir setzen sie schon für nützliche Arbeit ein.»

renz in Kassel. Dort ging es darum, wie man die Reichen durch konfiskatorische Steuern enteignen kann, ohne die Wirtschaft im Übermass zu beschädigen. Eine Teilnehmerin wies darauf hin, dass die Energiewende auch bei einer Revolution nötig sei. «Und auch, wenn wir das eine Prozent der Reichen erschossen haben, ist es immer noch so, dass wir heizen wollen, wir wollen uns fortbewegen.»

Bernd Riexinger sagte dazu: «Ich möchte nur sagen: Wir erschossen sie nicht, wir setzen sie schon für nützliche Arbeit ein.» Die Zuhörer regierten mit Heiterkeit und Beifall. Mir standen, als ich das las, die Gulags der Sowjetunion vor Augen. In denen leisteten die Kräfte der Reaktion millionenfach gesellschaftlich nützliche Zwangsarbeit, sofern sie nicht vorher erschossen worden waren.

Dieser skandalöse Vorgang fand sich drei Tage nach der Konferenz in der FAZ und im Berliner Tages-

spiegel jeweils rechts unten auf Seite 5 in einem kleinen Zweispalter. Einen Kommentar dazu gab es nicht. Hätten Alice Weidel oder Alexander Gauland eine analoge Äusserung getan, dann wären die moralischen Empörungswellen höher als der Berliner Funkturm geschlagen. Ein ARD-«Brennpunkt», eine gepfefferte Ermahnung des Bundespräsidenten und eine Sondersitzung des Deutschen Bundestages hätten uns ins Haus gestanden.

Die politische Moral in Deutschland wird mit zweierlei Mass gemessen. Damit die Linkspartei in eine «Volksfront gegen rechts» eingeordnet werden kann, nimmt die bürgerliche Presse Abschied von der Hufeisentheorie, umarmt die Linkspartei und betrachtet deren linksextreme Ursprünge und Umtriebe mit neuer Milde. Das Virus «rechten» Denkens soll ausgehungert werden, indem die AfD und ihre Wähler auf der moralischen Quarantänestation isoliert werden. So will man eine Diskussion über die Ursachen ihres Aufstiegs vermeiden. Ob das gutgeht? ○



Inside Washington

Coron-A-ngst

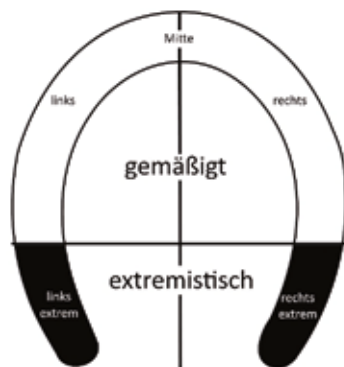
Amerika entwickelt eine neue Wunderwaffe. Und niemand schaut hin.

Diese Woche wurde bekannt, dass die US-Marine «bewaffnete Roboter-U-Boote entwickelt, die von künstlicher Intelligenz an Bord gesteuert werden. Die Schiffe können potenziell ohne explizite menschliche Steuerung töten». Laut der Zeitschrift *New Scientist* verfügt die US-Marine damit über «ein autonomes Unterwasser-Waffensystem für den geheimen Einsatz».

In normalen Zeiten würde dies für Schlagzeilen sorgen: Die Amerikaner verschieben die Grenzen der Kriegsführung und setzen «intelligente» Waffen ein. Diese treffen die Entscheidung über Leben und Tod mittels Algorithmen für virtuelle Schlachtfelder – veritable Science-Fiction. Aber dies sind keine normalen Zeiten. Denn die Furcht vor dem Coronavirus beherrscht die Nachrichten.

Präsident Trump kämpft sichtlich darum, eine besorgte wie auch eine beruhigende Botschaft zu verbreiten. In einer Pressekonferenz am Wochenende versicherte er der Öffentlichkeit erneut, dass das übliche Grippevirus um ein Vielfaches mehr Menschen töte als das neuartige Coronavirus. «Wir haben fantastische Arbeit geleistet», sagte er am Samstag. Unterdessen meldete CNN, dass die Zahl der bestätigten Fälle in den USA «sprunghaft ansteige» – auf mehr als 550 Infektionen bei einer Bevölkerung von 327 Millionen. Um diese Zahlen in die richtige Perspektive zu rücken: Die Centers for Disease Control schätzen, dass in den USA «täglich etwa zehn Menschen ertrinken».

Neue Umfragen haben ergeben, dass Unentschlossene Präsident Trump in den entscheidenden Gliedstaaten Michigan, Pennsylvania und Wisconsin noch die Treue halten. Aber wie das Coronavirus könnte die öffentliche Meinung schnell mutieren. Bis jetzt sind die Amerikaner bereit, abzuwarten, zuzuschauen und sich weiterhin die Hände zu waschen. *Amy Holmes*



Die Extreme ähneln sich.

Wunder am Han-Fluss

Korea wurde besetzt, ausgebeutet und geteilt – trotzdem ist der Süden an die Weltspitze hochgeschossen. Jetzt setzt dem Land das Coronavirus mit brutaler Härte zu. Ein Blick auf den unverwüstlichen Aufsteiger.
Von Hoo Nam Seelmann

Hätte es noch eines Beweises für die globale Präsenz und internationale Verflechtung Südkoreas bedurft: Ein Parasit und ein Virus waren dafür genug. Die Nachricht erreichte Südkorea am 10. Februar aus Hollywood. Der Regisseur Bong Joon Ho wurde für seinen Film «Parasite» mit vier Oscars ausgezeichnet, darunter dem Hauptpreis und dem für den besten Film. Ein koreanischer Film schrieb somit Oscar-Geschichte, indem er etwas erreichte, was in 92 Jahren kein anderer nicht englischsprachiger Film geschafft hatte.

In Cannes hatte Bong bereits davor die Goldene Palme erhalten. Der Film sei eine treffende Analyse des Kapitalismus, hiess es überall. Verkauft in praktisch jedes Land der Welt, ist er auch kommerziell höchst erfolgreich. Der Erfolg des Films zeigt, wo Südkorea heute steht. Das Land hat sich nicht nur zur elftgrössten Wirtschaftsnation der Welt hochgearbeitet, sondern versucht auch, sich als Kulturnation zu etablieren.

Die Nachricht von den Oscar-Gewinnen tat den Koreanern gut, da gerade das Coronavirus im Land ausgebrochen war und dieses seitdem fest im Griff hält. Wegen der Nähe zu China und der Intensität des Austausches von Waren und Menschen war das Überschwappen der Epidemie nur eine Frage der Zeit. Ein nationaler Krisenstab wurde eingerichtet, und die Regierung versucht, mit offener Information und schnellen Tests der Lage Herr zu werden. Dass die Infektion in Korea von einer christlichen Sekte weitergetragen wurde, rückte ein anderes gesellschaftliches Phänomen ins Licht, nämlich das verbreitete Sektenwesen. Insgesamt dürfte der wirtschaftliche Schaden enorm sein, und die Regierung steht stark unter Druck, da am 15. April Parlamentswahlen anstehen.

Der Wille, die Armut zu überwinden

Einfach war der Weg zur internationalen Bedeutung bis dahin nicht. Drei historische Ereignisse wirkten als Weichenstellungen für die Geschichte des Landes. Das erste ist die koloniale Vereinnahmung Koreas durch Japan, die 1910 begann und 1945 mit der Kapitulation Japans endete. Die systematische Zerstörung der koreanischen Kultur führte zu einer schweren Identitätskrise der Nation. Dieses historische Erbe belastet heute noch die Beziehungen zwischen den beiden Ländern.

Die Teilung des Landes 1945 durch die USA ist das zweite Ereignis. Kaum befreit, sahen sich die Koreaner damit konfrontiert – und niemand



Knowhow und Kreativität: Busan, die zweitgrösste Stadt Südkoreas.

hatte sie gefragt. Amerika wollte mit der Grenzziehung die heranrückenden russischen Truppen aufhalten. Aber diese als Provisorium gedachte Teilung blieb und führte zum Koreakrieg (1950–1953), der das Land in Schutt und Asche legte. Die Teilung erwies sich seitdem als ständiger Konfliktherd und bremst die Entwicklung des Landes massgeblich. Das dritte Ereignis hat mit dem Machttransfer der amerikanischen Militärregierung 1948 zu tun. Diese übertrug die politische Macht an jene Koreaner, die mit Japan kollaboriert hatten, und nicht an die Unabhängigkeitskämpfer. Dies führte im Nachkriegskorea zu tiefen moralischen Verwirrungen, zu Bitterkeit und zu politischen Lagerbildungen, die bis heute die Innenpolitik beherrschen.

Die Militärdiktatur, die 1961 errichtet worden war und bis 1993 dauerte, war die unmittelbare Folge davon. Denn der erste Diktator, Park Chung hee, war ein Kollaborateur Japans. Die Koreaner haben lange gegen die Diktatur und für die Freiheit gekämpft, und heute ist die Demokratie fest verankert. In dieser Zeit kam die auf Export ausgerichtete Wirtschaft allmählich in Fahrt. Korea entwickelte sich von einem Land, das Billigwaren für den Weltmarkt produzierte, zu einem hochtechnisierten Land, das nun voll auf Innovation setzt. Einige Weltkonzerne wie Samsung, Hyundai, LG, die sogenannten Chaebols, gingen daraus hervor. Sie sind mächtig, do-

minieren die koreanische Wirtschaft und üben einen grossen Einfluss auf die Politik aus. Dass es mittelständische Betriebe in diesem Umfeld nicht einfach haben, liegt auf der Hand. Wahre oder vermeintliche Arroganz oder Amoralität der mächtigen Chaebols sind beliebte Themen für Fernsehserien in Korea.

Der als «Wunder am Han-Fluss» betitelte Aufstieg hat viele Väter. Wichtig dürfte einmal der starke politische Wille sein, die Armut zu überwinden, zum anderen aber auch, bei allem Respekt vor dem Individuum, die konfuzianisch geprägte Hochschätzung von Gemeinwohl, Fleiss, Familiensinn und die Wertschätzung von Bildung und Opferbereitschaft. Legendär ist die Spendenaktion der Koreaner während der Finanzkrise 1998. Sie haben ihr privates Gold und ihre Eheringe dem Staat gespendet.

Weil aber der Aufstieg schnell vor sich ging, brachte er etliche gesellschaftliche Verwerfungen mit sich. So folgte auf die Landflucht eine massive Verstädterung. Nur alte Menschen leben noch in entlegenen Dörfern, Kinderschrei ist dort selten geworden, und viele Dorfschulen sind geschlossen. Die Landwirtschaft funktioniert nicht mehr ohne Ausländer, von denen gut zwei Millionen in Korea leben. Die einstigen Grossfamilien sind verschwunden, und die Zahl der Neugeborenen schrumpft jedes Jahr. Südkorea hat mit 0,92 die tiefste Ge-

burtenrate der Welt. Die Überalterung der Gesellschaft schreitet rasch voran, mit den bekannten Folgen für die Gesellschaft.

Frauen weigern sich, zu heiraten und Kinder zu bekommen. Hinter diesem Phänomen stehen viele Ursachen: Eine dürfte das gute Bildungssystem sein, von dem Frauen heute profitieren. Bildung war seit je geschätzt in Korea, aber in konfuzianischer Tradition lange nur Männersache. Dies hat sich grundlegend verändert. Nun wollen Frauen einen Beruf ausüben und finanziell selbständig sein. Dass viele Männer sich mit dem Wandel schwertun und ihren einstigen Privilegien nachtrauern, ist mehr als verständlich: Ein kulturelles Muster, einmal festgesetzt, ändert sich nur langsam. Der heftige Verlauf der #MeToo-Bewegung in Korea hat aber gezeigt, dass Frauen sich wehren.

Hallyu, die koreanische Welle

Ostasien verändert sich, und Südkorea muss sich neu verorten. Denn das Machtgefüge hat sich mit dem Aufstieg Chinas sichtbar verschoben, und das Gleichgewicht ist fragiler geworden. Japan, das lange Ostasien dominierte, muss nun China den Vortritt lassen. Leicht hatte es Südkorea zwischen den beiden mächtigen Nachbarn nie. Die Teilung des Landes erschwerte es zudem, politisch zu agieren. Nordkorea macht es auch nicht einfacher mit seiner erratischen und unberechenbaren Politik. Niemand wagt hier eine Prognose. Von einer Wiedervereinigung redet in Südkorea ohnehin kaum jemand mehr. In diesem schwierigen Umfeld versucht Südkorea, sich als eine Kulturmacht zu etablieren. Ohne Rohstoffvorkommen kann es ohnehin nur auf Knowhow und Kreativität der Menschen setzen. In Asien existiert ein grosser Markt für Kulturgüter, der im Wachsen begriffen ist. Da Südkorea nur über einen kleinen Binnenmarkt verfügt, hat es sich schon früh international orientiert und Austausch und Kooperationen gesucht. Die Demokratie ermöglicht nun mehr individuelle Freiräume, die zu Kreativitätsschüben führten.

Hallyu – «koreanische Welle» – nennt man den boomenden Konsum von südkoreanischen Kulturgütern, gar über Asien hinaus. Koreanische Fernsehserien sind ein Exportschlager, da sie in Asien, den arabischen Ländern und auch darüber hinaus beliebt sind. Netflix lässt ebenso koreanische Serien produzieren. Die koreanische Filmindustrie hat mit den Oscars für «Parasite» ihr Können gezeigt. Auch in der Produktion von Animes und Games ist Korea keine unbekannte Grösse. Der K-Pop ist mit der Boygroup BTS auf der lange westlich dominierten Weltbühne angekommen. Das Virus wird gehen, aber der Parasit dürfte bleiben.

Hoo Nam Seelmann ist freie Journalistin mit Schwerpunkt Korea und Ostasien. Sie wurde in Korea geboren und wohnt in der Schweiz. Seelmann ist promovierte Philosophin, übersetzt koreanische Literatur ins Deutsche und hat einen eigenen historischen Roman veröffentlicht: «Lautloses Weinen. Der Untergang des koreanischen Königshauses».

Debatten

Perfekter Sturm

Hat man das Pech, etwas älter und prominent – also zum Beispiel Woody Allen – zu sein, ist in Amerika die Gefahr gross, verstossen, übergangen oder entfernt zu werden.

Der Sohn erhob sich, der Vater fiel. Als das amerikanische Verlagshaus Hachette letzte Woche bekanntgab, Woody Allens Memoiren zu veröffentlichen, schrieb Allens Sohn Ronan Farrow ein scharfes E-Mail an Verlagschef Michael Pietsch. Dieser habe die Rechte des Buchs hinter Farrow's Rücken «im Geheimen» erworben und helfe damit, «missbräuchliches Verhalten von Männern reinzuwaschen».

Anfänglich verteidigte Pietsch die Biografie noch. Als aber mehrere Dutzend Verlagsangestellte aus Protest die Arbeit niederlegten, gab er nach und stoppte die Veröffentlichung der Allen-Memoiren, die am 7. April unter dem Titel «Apropos of Nothing» hätten erscheinen sollen.

Hintergrund der Affäre: Im Herbst hatte Ronan Farrow sein Buch «Catch and Kill» über Sextäter in Hollywood ebenfalls bei Hachette herausgebracht. Zudem ist Farrow, 32, Wunderkind (erster Uni-Abschluss mit 15), Pulitzer-Preisträger, Anwalt und ehemaliger Hillary-Clinton-Berater, so etwas wie die jüngste moralische Instanz der Vereinigten Staaten: Im Stil eines Robespierre der sexuellen Korrektheit war er einer der Journalisten, die Harvey Weinstein erledigten. Seit geraumer Zeit beschuldigt Farrow seinen Vater, Woody Allen, die eigene Adoptivtochter Dylan sexuell missbraucht zu haben. Allen, der mit den Vorwürfen seit den neunziger Jahren konfrontiert wird, aber nie schuldig gesprochen wurde, bestritt die Anschuldigungen immer vehement.

Stephen Kings Angst

Der Entscheid des Hachette-Verlags, Woody Allen fallenzulassen, ist brisant. Suzanne Nossel, Chefin der Organisation PEN America, die sich für die freie Meinungsäusserung einsetzt, sagte in der *New York Times*: Wenn dieses Buch nun spurlos zum Verschwinden gebracht werde, könne sich die Leserschaft keine ausgewogene Meinung zu den Vorfällen im Hause Allen bilden. Nossel nannte den Publikationsstopp in Bezug auf die Meinungsfreiheit «eine

Art perfekter Sturm» – oder anders ausgedrückt: Schlimmer geht's nicht.

Schriftsteller-Idol Stephen King, 72, äusserte sich ebenfalls besorgt. Er twitterte: «Die Entscheidung löst in mir Unbehagen aus. Es geht mir nicht um ihn. Mr Allen ist mir egal. Angst macht mir vielmehr, wer als Nächstes mundtot gemacht werden soll.»

Das Eis für Prominente ab einem gewissen Alter wird in Amerika immer dünner. Die «me too»-Bewegung brachte in den letzten zweieinhalb Jahren reihenweise Männer aus dem Medien-, Kultur- und Showgeschäft zu Recht oder zu Unrecht zu Fall. Zwei herausragende Beispiele: Produzent Harvey Weinstein, 67, wurde

Ende Februar wegen Sexualverbrechen verurteilt – Schauspieler Kevin Spacey, 60, ist seit den Missbrauchsvorwürfen, die sich später in Luft auflösten, eine Persona non grata und wurde aus seinem letzten Film herausgeschnitten.



Robespierre der sexuellen Korrektheit: Farrow (l.), Vater Allen.



Die Missgunst gegenüber altgedienten Filmgrössen, die seit Jahrzehnten auf höchstem Niveau arbeiten, erreicht auch über verstecktere Wege ihr Ziel. An den Oscar-Verleihungen vor einem guten Monat schlüpfte Brad Pitt, 56, gerade noch so durch und gewann. Martin Scorsese, 77, Robert De Niro, 76, Al Pacino, 79, gingen leer aus; Clint Eastwood, 89, und Woody Allen, 84, wurden erst gar nicht nominiert. Geschweige denn Roman Polanski, 86, der bereits vor zwei Jahren aus der Oscar-Academy ausgeschlossen wurde.

Unterdessen hat sich gegen die Memoiren des genialen Filmemachers Allen auch in Deutschland Widerstand formiert. Fünfzehn Schriftsteller des Rowohlt-Verlags, der das Buch am 7. April unter dem Titel «Ganz nebenbei» auf Deutsch herausbringen will, teilten am Montag in einem offenen Brief mit: «Wir sind enttäuscht über die Entscheidung des Rowohlt-Verlags, die Autobiografie von Woody Allen zu veröffentlichen.» Zumindest bis *Weltwoche*-Redaktionsschluss hielt Rowohlt an seinem Vorhaben fest. *Benjamin Bögli*



Grosser Künstler, grosse Bilder: Franz Gertschs «Aelggi Alp» von 1971.



Ikone der Woche

Mittelpunkt der Schweiz

Von Mark van Huissing

Das Werk heisst «Aelggi Alp», ist von 1971, misst 350 mal 525 cm, und die Technik beschreibt das «Sikart Lexikon zur Kunst in der Schweiz» mit «Dispersion auf ungrundiertem Halbleinen». Viele Spaltenzentimeter wurden über dieses Bild sowie zahlreiche andere Bilder von Franz Gertsch bereits geschrieben und veröffentlicht. Früher ging es zur Hauptsache darum, ob Fotorealismus, eine Stilrichtung, die aus Amerika kam und im Schweizer Vokabular als magischer Realismus oder Hyperrealismus bezeichnet wurde, wie 1972 in der *Zeit* stand, überhaupt Kunst sei. Hierzulande wurde der Maler bis in die 1980er Jahre als Souvenirsammler der Zeitgeschichte beschrieben – oder beschimpft. Dass er 1980 im Kunsthaus Zürich eine grosse Ausstellung hatte respektive schon acht Jahre zuvor von seinen Freunden Harald Szeemann und Thomas Ammann an die Documenta geladen worden war, änderte daran wenig.

Mittlerweile sind sich die meisten anderen Künstler, Kritiker plus Betrachter seiner Werke längst einig: Gertsch malt nicht nur grosse Formate, er malt auch grosse Bilder. Er ist ein grosser Maler, ein ebensolcher Künstler. Seit 2002 gibt es ein ganzes Museum, in Burgdorf, zu seinen Ehren – «es ist schon etwas Besonderes, wenn man ein eigenes Museum erhält», wurde er kurz vor der Eröffnung in der *NZZ* wiedergegeben. «In seinem Lächeln liegt ein stiller Triumph, der an die langen Durststrecken öffentlicher Missachtung erinnert», schrieb der Journalist weiter.

Er malte präziser und greller, als die Fotografie es konnte, urteilte ein Kritiker in der *NZZ*, junge Menschen, die vor Lebenslust und Unsicherheit vibrierten, im Cinemascope-Format. Der schöne Blonde links im Bild, Franz Marfurt, Juwelier in Zürich, sagt: «Wir gingen oft auf so kleine Ausflüge in die Berge. Einmal waren wir auf der Aelggi Alp für ein Picknick, Gilbert und George waren auch dabei.» Rechts von ihm sitzt Luciano Castelli, selbst Künstler, mittlerweile wieder in Zürich, nach Jahren in Paris. Rechts von diesem, mit Vollbart, Vanja Palmers, ein Erbe der österreichischen Textildynastie, bekannt als reicher buddhistischer Mönch. Der mit den struppigen Haaren ist Ludwig von Segesser, heute Herzchirurg in Lausanne. «Diese Alp ist der geografische Mittelpunkt der Schweiz, sonst weiss ich auch nicht viel mehr», so Marfurt weiter. Das ist in Ordnung, wie sagt man doch – wer sich an die sechziger Jahre erinnert, war nicht dabei.

Franz Gertsch ist am vergangenen Sonntag neunzig Jahre alt geworden. Er lebt zurückgezogen im Schwarzenburgerland und ist auch ein Mittelpunkt der Schweiz.

Franz Gertsch. Die Siebziger: Vom 21.3. bis 16.8. im Museum Franz Gertsch Burgdorf. www.museum-franzgertsch.ch

Feindbild Familie

Von *Walter Hollstein* — Schweizer Intellektuelle und Meinungsmacher wenden sich gegen das klassische Familienmodell. Sie könnten falscher nicht liegen. Die Forschung hat ihre Irrlehren längst widerlegt.

Wer Schweizer Zeitungen liest, muss zum Schluss kommen, die Familie gehöre schleunigst abgeschafft. Schriftsteller Lukas Bärfuss schreibt im *Blick*, die Kleinfamilie sei ein Kerker für Mann und Frau und führe zu Gewalt. *Tages-Anzeiger*-Autorin Michèle Binswanger preist das Fremdgehen und hat ein «Handbuch für Frauen» darüber geschrieben. Der *Beobachter*, eigentlich ja brav und bieder, erklärt: «Lange hatte der Seitensprung einen schlechten Ruf. Er galt als Sündenfall, als Symptom einer kranken Beziehung. Doch jetzt kündigt sich eine Umwälzung an. [...] Fremdgehen ist jetzt ein Weg zur Selbstverwirklichung.»

Schriftsteller Thomas Meyer («Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse») veröffentlichte sogar eine Art Trennungsratgeber mit der Aufforderung: «Trennt euch!» Dazu lässt sich auf seiner Homepage nachlesen: «Trennt euch! 1. Es passt, oder es passt nicht. 2. Meistens passt es nicht. 3. Wenn es nicht passt, wird es nie passen. 4. Wenn es nicht passt, leiden Sie. 5. Wenn Sie leiden, müssen Sie gehen. 6. Das Leben ist sehr kurz.» Hinzufügen lässt sich das nicht ganz unwichtige Detail, dass Meyer sich von seiner Lebensgefährtin trennte, als der gemeinsame Sohn gerade einmal vier Monate alt war.

Erregung ersetzt Wissen

Es lebt damit zeitgeistmässig wieder auf, was schon 1968 progressive Ideologie war. Damals wurde die Familie als Patient, Gefängnis, Zuchtanstalt, Irrenhaus oder Geburtsstätte von Neurosen etikettiert. Als Grundbeleg wurde oft der renommierte deutsche Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter zitiert. Schon er habe überzeugend bewiesen, dass die Familie ein «Patient» sei. Statt bloss polemisch Titel zu zitieren, wäre es aber sinnvoll gewesen, das Buch auch zu lesen. Richter ging es keineswegs um die Abschaffung der Familie, sondern um deren Therapie.

Als Nebenprodukt wurde auch gleich der Vater abgeschafft. Es kursierte bei uns das

Wort, dass nur ein toter Vater ein guter Vater sei. Wissenschaftlich verbrämt, wurde die vaterlose Familie gefeiert, etwa von der deutschen Sozialwissenschaftlerin Anita Heiliger, häufig Referentin in Zürich, in ihrem Buch «Alleinerziehen als Befreiung» – ein Lobgesang auf die alleinige Mutter-Kind-Beziehung. Die Kritik an der Familie – 1968 wie heute – dokumentiert auch, wie sehr Kenntnis und Bildung in der öffentlichen Diskussion verlorengegangen sind. So können sich die Terribles Simplificateurs à la Bärfuss, bei denen Erregung das Wissen ersetzt, ungestraft ihre Eruptionen erlauben.



Schriftsteller Bärfuss.



Autorin Binswanger.



Autor Meyer.

Inzwischen zeigen sich indes Anzeichen eines Sinneswandels. So konstatiert Kurt Lüscher, Luzerner Soziologe an der Universität Konstanz: «Die Familie ist der bevorzugte Ort der Entstehung von Humanvermögen. Die Fürsorge, die ein Kind in den ersten Lebensjahren empfängt, ist für seine spätere psychische Stabilität prägend.» Zufriedenheit im Leben, Vertrauen in die Zukunft, Beziehungsfähigkeit und Selbstsicherheit sind abhängig von einem zuverlässigen familiären Hintergrund. Aber das Ganze geht noch viel tiefer: Ohne familiäre Bindungen könnten wir gar nicht überleben. Der Kölner Soziologe René König hat das Wort von der «zweiten, sozio-kulturellen Geburt» geprägt. Damit meint er, dass wir nach unserer biologischen Geburt eine zweite,

soziale benötigen, um Mensch werden zu können.

Empathie, Tradition, Vertrauen

Der grosse Basler Zoologe Adolf Portmann hat das nicht nur mit seinen Forschungen belegt, sondern auch gleich noch in sehr schöne Bilder gefasst. Er nennt uns «physiologische Frühgeburten» und deshalb «sekundäre Nesthocker». Das Nest ist die Familie. Im Gegensatz zu den meisten Tieren ist das Menschenkind zum Zeitpunkt seiner Geburt völlig hilflos und darauf angewiesen, versorgt und gepöppelt zu werden. Der Berliner Sozio-

loge Dieter Claessens notiert in seinem Grundlagenwerk «Familie und Wertsystem», dass das menschliche Kleinstkind ohne liebevolle Zuwendung – auch bei «genügender» Ernährung – keine Chance hat, ein normaler Mensch zu werden. Ohne diese affektive Zuwendung verkümmert oder stirbt es sogar. Das hat vor allem der österreichisch-amerikanische Psychoanalytiker René Spitz mit seiner Forschung anhand von Heimkindern eindrücklich belegt.

Selbst als Erwachsene profitieren wir von der Familie: Die empirische Forschung beweist seit langem, dass Eheleute im Vergleich mit Alleinstehenden signifikant gesünder, länger und zufriedener leben. Familie ist aber für uns auch in einem abstrakteren Sinn ein eminent wichtiger Sicherheitsfaktor: Sie garantiert die Stabilität der Gesellschaft von unten, übt sie gewissermassen ein. Wir lernen, dass es ausser uns noch andere Menschen gibt. Wir lernen, dass auch diese anderen Menschen ihre berechtigten Bedürfnisse haben und dass wir diese Bedürfnisse so respektieren müssen wie die anderen Menschen die unsrigen.

Der mikrosoziologische Blick in die kleinste aller sozialen Einheiten – die Familie – spiegelt beispielhaft, was auf anderer Ebene auch die Gesellschaft trägt: Zwischenmenschlichkeit (Interaktion), Respekt, Kommunikation, Gewohnheiten, Regeln, Empathie, sinnhaftes Handeln, Tradition und Vertrauen. In der geronnenen Summe ergibt das Strukturen, und als Ergebnis schafft es Geborgenheit. William J. Goode, amerikanischer Urvater der Familiensoziologie, schreibt: «Die überragende Bedeutung der Familie liegt in ihrer Vermittlungsfunktion im Rahmen der Gesamtgesellschaft. Sie verklammert das Individuum mit der weiteren Sozialstruktur.»

Der vaterlose Sartre

Nun gehört es zum Zeitgeist vor allem sogenannt progressiver Intellektueller, sich darüber lustig zu machen. Die Folgen werden dabei nicht bedacht. Ohne stabile Familien wären wir als Einzelmenschen gar nicht lebensfähig, und ohne stabile Familien würde die Gesellschaft peu à peu zerbröseln. Es ist verantwortungslos, das nicht zu sehen; und dass man so ungebildet ist, die soziologischen und biologischen Grundlagen von Familie nicht zu kennen, ist gewiss auch keine Entschuldigung.



Nach mir die Sintflut.

Ebenso sehr ist es mit der Abschaffung des Vaters nicht so einfach, wie blindwütige Feministinnen und deren männliche Gefolgsleute vermeinen. Der Soziologe Robert Schlack vom Robert-Koch-Institut konnte zeigen, dass Jungen aus geschiedenen Beziehungen mehr Risikoverhalten, mehr psychosomatische Probleme, mehr psychische Auffälligkeiten und weniger verfügbare Schutzfaktoren aufweisen als Kinder aus Kernfamilien mit beiden leiblichen Eltern. Konkret heisst das: sehr viel häufiger Übergewicht, sehr viel häufiger Schul- und Ausbildungsversagen, doppelt so hohe Raucherquoten, dreimal so häufig Schlafstörungen, doppelt so häufig emotionale Probleme, auffällig mehr soziale Probleme mit Gleichaltrigen, schliesslich Hyperaktivitätsprobleme.

Jungen, die ohne Vater aufwachsen, haben in ihrem eigenen Erwachsenenleben ein erhöhtes Depressionsrisiko. Die zweithäufigste Todesursache von Jungen ist der Suizid, wobei sich Buben in der Pubertät acht- bis zehnmal häufiger umbringen als Mädchen. Jean-Paul Sartre ist ohne Vater aufgewachsen. Er schreibt: «Ich war ein Waisenkind ohne Vater. Da ich niemandes Sohn war, wurde ich meine eigene Ursache.» Der Bub Sartre beschäftigt sich nachgerade zwanghaft mit dem Tod, auch mit dem eigenen Verschwinden aus dieser Welt.

Solch frühkindliche Tragik findet sich in den Werken vieler Schriftsteller, Franz Kafka wäre ein anderes berühmtes Beispiel.

Die Dramen müssen nicht literarisch sein; sie sind auch ganz alltäglich. Ein Junge benötigt die Gewissheit, einen kompetenten Vater zu haben, um selber das nötige Vertrauen in seine Zukunft als Mann entwickeln zu können. Die Tiefenpsychologie bringt es bündig auf den Begriff: «Bleibt der Vater für den Sohn das unbekannte Wesen, so bleibt der Sohn auch sich selbst fremd», so die Psychoanalytikerin Marga Kreckel in ihrem Buch «Macht der Väter – Krankheit der Söhne».

Weibliche Zukunft

Ähnliches gilt für die anderen zeitgeistigen Errungenschaften: Der Seitensprung mag für manche Selbstverwirklichung sein, in den meisten Fällen führt er zu Leid und Verletzungen, zu Trennung und Scheidung – das ist empirisch belegt. Das Postulat der Selbstoptimierung ist höchst fragwürdig, wie soeben Edgar Cabanas und Eva Illouz in ihrem Buch «Das Glücksdiktat» beschrieben haben.

Zu welchem verquerem Denken der egomane Rückzug auf sich selbst führen kann, war vor einer Weile im *Tages-Anzeiger* zu lesen: «Ich bin ein Mann (27) aus der westlichen Zivilisation.

Werde nicht heiraten oder Kinder kriegen, weil ich keine Lust habe, einer faulen Frau den Lebensunterhalt zahlen zu müssen.» Und: «Die jungen europäischen Frauen können sich ja von Männern aus dem Balkan, Nahen Osten oder Nordafrika schwängern lassen und diese heiraten. Mir egal, habe mein Auto, meine Drogen und Huren. Was das für die weibliche Zukunft, sprich eure Rechte in unserer Zivilisation bedeutet, könnt ihr euch selbst ausmalen. Nach mir die Sintflut. Millionen westlicher Männer denken so.»

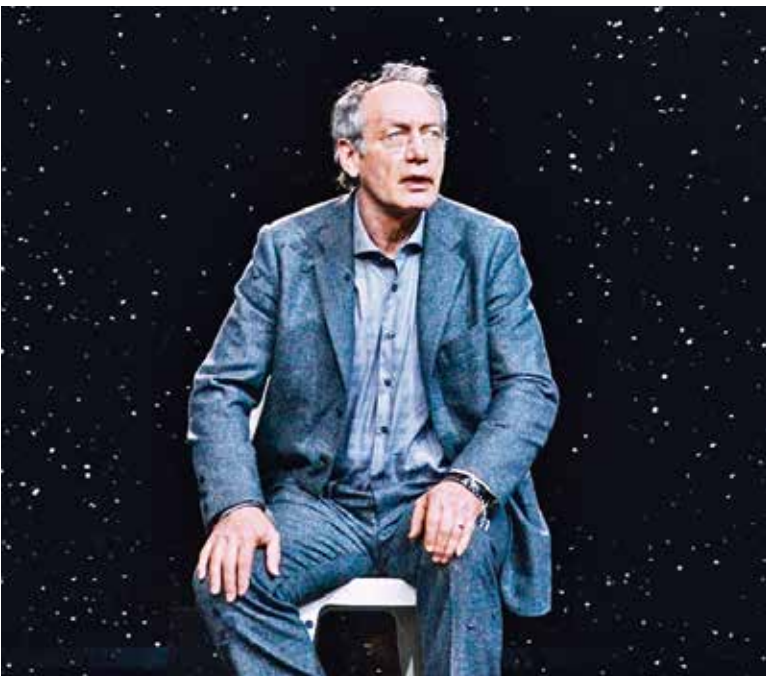
Ganz so schlimm ist es zum Glück nicht: Ehe und Familie sind – gemäss den vorliegenden Umfragen – die Lebensziele von mehr als achtzig Prozent der Schweizerinnen und Schweizer. Das müsste auch unseren Intellektuellen und Meinungsmachern zu denken geben.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie (Berlin, Bremen), ehemaliger Gutachter des Europarates für soziale Fragen und Träger des Deutschen Sachbuchpreises. Eben ist bei NZZ Libro sein neuestes Buch erschienen: «Das Gären im Volksbauch. Warum die Rechte immer stärker wird» (208 S., Fr. 24.90). Hollstein ist verheiratet und lebt in der Region Basel.

Verstörte Liebe der Geschlechter

Kurt Steinmann hat das Schauspiel «Hippolytos» von Euripides neu übersetzt. Seine Sprachkunst bringt die Liebestragödie zu wuchtigem Schwingen.

Von Robert Hunger-Bühler



«Mysterium der Liebe»: Hippolyte, Phaidra und Theseus (oben, v. l. n. r.), Autor Hunger-Bühler (l.), Übersetzer Steinmann.

Aphrodite, die Liebesgöttin, ist furchtbar böse auf Hippolytos, weil dieser ihre Liebe nicht erwidert. Der keusche Jüngling, Sohn der Amazone Hippolyte und des Königs und Staatsmanns Theseus, verehrt Artemis, die Göttin der Jagd. Phaidra, die zweite Frau des Theseus, Tochter der Pasiphaë und Schwester der Ariadne, ist von einer leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos besessen. Diese wurde ihr von Aphrodite aus Rache eingeträufelt. Als der ahnungslose Hippolytos vom Liebesbegehren Phaidras erfährt, weist er dieses Ansinnen entsetzt zurück, worauf Phaidra nur den Tod als Ausweg sieht. Der heimkehrende Theseus entdeckt an der Hand seiner toten Frau ein Täfelchen, auf dem geschrieben steht, dass Hippolytos versucht habe, Phaidra zu vergewaltigen.

Theseus nimmt den Brief als bare Münze und verflucht seinen Sohn. Dieser versucht, ihm seine Unschuld zu beteuern, ohne Phaidras Begehren zu verraten, doch Theseus verbannt ihn aus dem väterlichen Land.

Später berichtet ein Bote Theseus, dass Poseidon, dessen Göttervater, einen Sturm entfandend, aus den Wogen des Meeres einen Stier entsteigen liess. Die Pferde des Hippolytos wurden scheu beim Anblick des brüllenden Stiers und schleiften den Helden schliesslich fast zu Tode. Währenddessen erscheint Artemis Theseus und erklärt ihm, dass Phaidra von Aphrodite verzaubert worden sei. Theseus ist zerstört. Hippolytos wird sterbend zu seinem Vater getragen. Der Sohn verzeiht seinem Vater und stirbt.

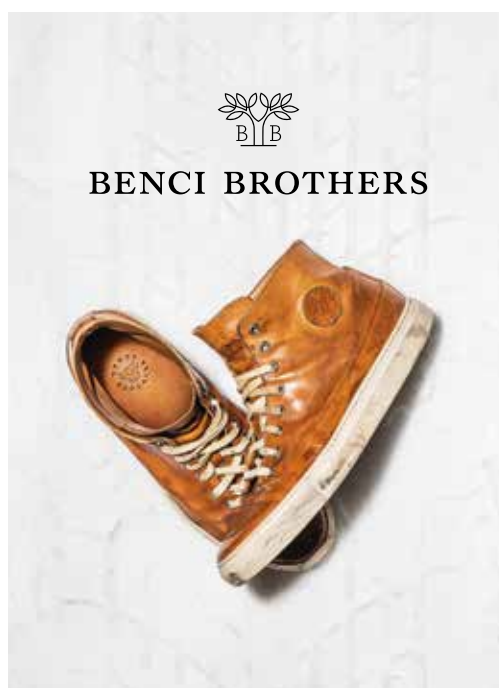
Narren des Glücks

Euripides gewann mit «Hippolytos» 428 v. Chr. den ersten Platz bei den grossen Dionysien, die höchste Ehre für die damaligen Dramatiker Griechenlands. Er hatte zuvor schon eine erste Fassung eingereicht, die als Skandal empfunden und abgelehnt wurde. In dieser verschollenen, von Seneca teilweise rekonstruierten Fassung bezeugte Phaidra Hippolytos auf offener Bühne ihre Liebe, und dieser verhüllte darob vor Scham sein Haupt. Überliefert ist, dass die Schauspieler Masken trugen, um die Kraft des Wortes zu befördern. Die göttliche Aphrodite erschien zu Beginn als «Dea ex machina» – eine «göttliche» Bühnenmaschine, die Euripides eingeführt hat.

Kurt Steinmann hat diese Liebestragödie für den Diogenes-Verlag neu übersetzt und Euripides' Verse in fünf-, zuweilen sechshebigen Jamben fantastisch zum Schwingen gebracht. Sofort ist mir bei ihrer Lektüre nach lautem Lesen zumute, um diese höchste Sprachkost über mein Gaumensegel streichen zu lassen. Dies ist das untrügliche Zeichen, dass es Steinmann wiederum gelungen ist, diesen hochbrisanten Stoff um das «Mysterium der Liebe» in unsere hastige Gegenwart herüberfunkeln zu lassen. Jenen grossartigen Rausch, der uns

zu Verklärten der Liebe, zu Narren des Glücks oder zu Ungeheuern des Hasses macht, der schliesslich wie bei «Hippolytos» alle Beteiligten vollends in den Abgrund reisst. Die Ohnmacht der Menschen gegenüber der damaligen willkürlichen Macht der Götter wäre der heutigen Ohnmacht gegenüber unseren politischen und digitalen Göttern nicht unähnlich. Aber kapitulieren wir inzwischen nicht selber vor der Macht unserer eigenen ausgeklügelten Selbstbeherrschung, gehen jedem Wagnis aus dem Weg, voller Sorge und Scham, vor aller Welt in unserer ganzen Blödigkeit blossgestellt zu werden?

«Getraue dich zu lieben!», ruft die Amme Phaidra zu, um diese aus ihrer Verstörung zu reissen. Steinmann gelingt es, Euripides' geniale Wirkungsdramaturgie der sich radikal umschlagenden Ereignisse in all ihrer Rohheit



und Wucht zu präsentieren, um plötzlich virtuos in wundervolle lyrische Passagen zu tauchen. Die beiden exzessiven Positionen von Phaidra und Hippolytos verstören uns zutiefst, und bei vielen Sätzen möchte man verweilen wie an einem fremden, zum ersten Mal erblickten Gestade, so etwa, als Phaidra, hilflos in ihrer Liebe gefangen, ihre Amme fragt: «Was meint man, wenn man sagt, dass Menschen lieben?»

Als ich diesen Satz zum ersten Mal las, warf er mich zurück auf den Pausenhof, auf dem ich stand mit zwölf, verliebt über beide Ohren, allein mit meinem Geheimnis, und die ganze Welt gehörte mir, nur meine erste Liebe (Beatrice) wusste davon nichts.

Erschauernd hören wir dann Hippolytos, den begehrenswert schönen, keuschen Orphiker und Vegetarier, der, nachdem er von Phaidras Liebesbegehren erfahren hat, ein Plädoyer der Misogynie beginnt, das kaum zu

toppen ist: «O Zeus, was hast du nur als Falschgeld und als Übel für die Menschen die Frauen unterm Licht der Sonne angesiedelt?»

Suche nach dem besten Sound

Steinmann misst seine Übertragungen immer an ihrer Sprechbarkeit, am gesprochenen Wort, das sich als Gedanke aus der Schrift löst und im Körper des Schauspielers lebendig wird. Ich durfte diesen Sprachrausch als Dionysos in den «Bakchen» von Euripides, inszeniert von Jossi Wieler, erleben, ebenso als Rezitator der «Ilias» von Homer – beide wurden von Steinmann übersetzt. Unentwegt scheint Kurt Steinmann an den Vokalen und Konsonanten zu klopfen auf der Suche nach dem besten Sound. Es gelingt ihm, durch kleine Verschiebungen der Syntax den Figuren einen eigenen Sprachgestus zu verleihen. Zwischen den Versen entstehen immer wieder Echoräume, in denen sich die Worte entfalten können. Doch am auffälligsten ist, wie schnörkellos und mit welcher Klarheit seine Sätze daherkommen, so dass jegliche Furcht vor einem alten Text verlorengeht.

In einer Welt, die überflutet wird von Info-Idiotie, ist diese Klarheit ein Labsal. In den chorischen Strophen geht Steinmann viel freier um mit dem Metrum. Dadurch entsteht im Wechselgesang der Stimmen die Dynamik eines Langgedichts, das mich an die «Cantos» von Ezra Pound oder an «Clarel» von Herman Melville erinnert.

In einem der dunkelsten Momente der Tragödie resümiert der Chor: «Was für eine Hoffnung aber verberge ich in meinem Denken? Es glückt mir nicht, einen Lichtblick zu erspähen in den Zufällen der Sterblichen und ihrem Handeln; denn das eine wechselt von hier nach dort, das andere von dort nach hier, und es wandelt sich der Menschen Leben, reich an Irrungen, ständig» (V. 1105).

Neulich, als ich auf dem Spielplatz sass und an die Ausweglosigkeit dieses Theaterstücks dachte, hörte ich einen Buben, den ich schon oft gesehen hatte, zu einem Mädchen sagen: «Heute gehe ich nicht ins Bett!» Darauf das Mädchen: «Warum?» Der Bub antwortete: «Weil du so schön bist.» Ich hoffe, dieser Bub darf das noch lange sagen.



Euripides: Hippolytos.
Aus dem Griechischen
von Kurt Steinmann.
Diogenes. 144 S., Fr. 29.90

Robert Hunger-Bühler ist Schauspieler, Regisseur und Autor.

Er war überzeugt, einen Treffer gelandet zu haben

John Williams schrieb das Kultbuch «Stoner». Der Verfasser selber geriet in Vergessenheit. Jetzt geht eine Biografie dem Schriftsteller und seiner rätselhaften Romanfigur auf den Grund.

Von Rolf Hürzeler

Der Mann wusste, wovon er schrieb: «Er ist eine Art Heiliger, oder anders gesagt, es ist ein Roman über einen Mann, der keinen Sinn in der Welt oder in sich findet ...» Dafür soll er «einen Sieg in der ehrlichen Verfolgung seines Berufs finden». Diese Worte schrieb der amerikanische Hochschullehrer John Williams seiner Literaturagentin zu seinem neuen Schreibprojekt im Spätsommer 1958.

«Stoner» ist der Titel des Romans, von dem Williams (1922–1994) schwärmte. Die fiktionale Biografie über einen gescheiterten Hochschuldozenten fand nach ihrem Erscheinen Mitte der sechziger Jahre indes wenig Beachtung. In einer Zeit des Aufbruchs, als alles möglich schien, erreichte die Geschichte eines intellektuellen Versagers wenig Leser. Damals wollte niemand wissen, wie leicht sich das Leben vergeuden liess. Erst heute, da Zuversicht als verdächtig gilt und für viele omnipräsente Angst eine Sehnsucht ist, findet «Stoner» breiten Zuspruch, der sich zusehends zu einem Kult entwickelt.

In diesem Fall zu Recht. Denn die Lektüre von «Stoner» lohnt sich noch immer. Autor John Williams hat das Porträt eines sensiblen Mannes gezeichnet, der mit sich und der Welt ringt: «Er begann sich die Frage zu stellen, ob sein Leben lebenswert sei, ob es das je gewesen war. Alle Menschen, vermutete er, stellten sich zu dem einen oder andern Zeitpunkt gewiss diese Frage, doch hätte er gerne gewusst, ob sie sich ihnen mit einer solch unpersönlichen Wucht aufdrängt wie ihm.»

Heute gehört der Roman zum Kanon der amerikanischen Nachkriegsliteratur. So lag es nahe, ein Porträt über diesen Schriftsteller zu schreiben, der im Gegensatz zu seinem Romanhelden vergessengegangen ist. Der amerikanische Autor Charles J. Shields erinnert nun in seiner soeben auf Deutsch erschienenen Biografie an «Stoner» und dessen Verfasser John Williams unter dem Titel «Der Mann, der den perfekten Roman schrieb».

Aufblühen in einer Liebschaft

Dieser «perfekte Roman» handelt von dem fiktiven Bauernjungen Bill Stoner, der seinem engen Milieu im amerikanischen Süden frühzeitig entflieht. Er findet an der Universität von Missouri seine Erfüllung in der Literatur und schafft es in kurzer Zeit zum Assistenzprofessor. Stoner heiratet die vielversprechende Tochter einer wohlhabenden Familie. Die Ehe mit Edith ist jedoch unglücklich; Stoner und seine



Talent oder Heldenmut? Autor Williams.

Frau finden weder emotional noch intellektuell zueinander. Nach dem Tod ihres Vaters weist eine Andeutung darauf hin, dass Edith ein Missbrauchsoffer gewesen sein könnte. Auch Stoners Universitätslaufbahn steht unter einem schlechten Stern, denn er zieht die Feindschaft seines Fakultätsvorstehers auf sich. Die beiden Männer sind sich ohne ersichtlichen Grund derart spinnefeind, dass ihre akademischen Karrieren stagnieren. Stoner blüht auf in der Liebschaft mit einer jungen Studentin. Aber die beiden haben nicht die Kraft, in eine gemeinsame Zukunft aufzubrechen. Sie zieht allein nach Neuengland; Stoner bleibt bis zum frühzeitigen Krebstod in Missouri. Die Ge-

schichte ist fadengerade geschrieben. Da gibt es keine Perspektivenwechsel wie bei einem John Steinbeck, da fehlen die barocken Ausschweifungen eines William Faulkner.

Williams' Literaturagentin Marie Rodell schätzte den damaligen Lesermarkt für eine Lebensgeschichte wie «Stoner» vor dem Erscheinen des Buchs richtig ein: «Es ist mit einem derart blassgrauen Protagonisten höchst unwahrscheinlich, dass es im Hardcover seine Kosten einspielt, und fast unmöglich, an einen Taschenbuchverlag zu verkaufen ist», warnte sie den Verfasser Williams. Dieser liess sich indes trotz reihenweiser Absagen renommierter Verleger nicht beirren. Er war überzeugt, einen Treffer

gelandet zu haben: «Das Einzige, dessen ich mir sicher bin, ist, dass es ein guter Roman ist. Im Lauf der Zeit wird er vielleicht sogar für einen bedeutenden Roman gehalten werden», entgegnete Williams seiner Agentin unverdrossen. Er war damals Professor für kreatives Schreiben an der Universität von Denver und Kleinverleger. Williams galt in akademischen Kreisen als sicherer Wert, nicht aber als Überflieger. Sein Ruf hatte Schaden genommen, weil er beim Schreiben einer Anthologie über elisabethanische Lyrik bei einem Kollegen ausgiebig abgekupfert hatte. Gewissensbisse konnte Williams deswegen nicht, er fühlte sich aber schrecklich beleidigt, nachdem er öffentlich blossgestellt worden war.

Wie immer in solchen Fällen ist die Versuchung für die Leserschaft gross, den fiktionalen Stoner mit dem Autor zu identifizieren. Bei allen offenkundigen Parallelen gestand der Schriftsteller Williams seinem literarischen Alter Ego aber fiktionale Eigenständigkeit zu. So verkörpert Stoner einen passiven Leidenstyp, der sich weigert, für sein Recht zu kämpfen, weil er keinen Sinn darin sieht. Die Demütigungen seiner Frau Edith lässt er auf sich sitzen. Niederlage um Niederlage steckt er an seiner Fakultät ein, ohne sich auf die Hinterbeine zu stellen. Diese Passivität ist für den Leser zuweilen energierend, aber beabsichtigt. Wer mit Stoner leidet, soll die Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins nachvollziehen, ähnlich wie das in jener Zeit die französischen Existenzialisten einforderten.

Keine Party ausgelassen

Autor John Williams wusste im Gegensatz zu seiner Figur Stoner sehr wohl für seine Sache einzustehen. Er musste bereits als junger Mann lernen, sich seiner Haut zu wehren, als er im Zweiten Weltkrieg gegen die Japaner Kampferfahrungen sammelte. Williams diente als Funker auf amerikanischen Kampfflugzeugen und soll sogar einen Abschuss im burmesischen Dschungel überlebt haben. Eine Geschichte, die sich nie verifizieren liess und möglicherweise mehr schriftstellerisches Talent verrät als Heldenmut.

Am wichtigsten jedoch sind die charakterlichen Unterschiede zwischen dem Schriftsteller Williams und seinem Protagonisten Stoner. Dieser meidet die lustvollen Seiten des Lebens und neigt zur Askese. Williams dagegen liess keine Party aus, rauchte viel, wie damals üblich, und trank noch mehr. Daneben stieg er jedem Rock nach, besonders Studentinnen fanden sein lebhaftes Interesse in einer Zeit, da die Floskel «Me too» auf dem Campus amerikanischer Universitäten unschuldig war. Williams war zwar viermal verheiratet, sein amouröses Glück jedoch schien er am ehesten ausserhäuslich zu finden. Dabei war er im Habitus ein unscheinbarer Mann, untersetzt und

mit mässiger Ausstrahlung – alles andere als ein toller Hecht.

John Williams gehörte zu den wenigen Schriftstellern, die gleichermaßen auf ihr erzählerisches Talent setzten wie auf eine akademische Laufbahn. Mehr noch: Wirklich wichtig war ihm das Schreiben, er hielt sich zu Recht für einen grossartigen Autor. Seine Tätigkeiten an



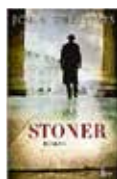
Milieu studie: Shields.

der Universität von Denver und als Verleger literarischer Nischentexte waren für ihn lediglich Broterwerb, weshalb er sich nicht scheute, wissenschaftliche Erkenntnisse abzukupfern, wann immer er sie für so gut hielt, dass sie von ihm selbst hätten stammen können. «Er war der Ansicht, dass sich das Verfassen literarischer Texte sowie die Forschung und Lehre an der Universität nicht ausschlossen», resümiert sein Biograf Shields – wobei Wil-

liams zwar ein hervorragender Schriftsteller, aber nur ein mittelmässiger Akademiker war.

Wahrscheinlich hinderte ihn das universitäre Engagement zeitlich daran, weitere literarische Volltreffer wie «Stoner» zu landen. Allerdings führte der Roman «Butcher's Crossing» zu einer Kontroverse. Die Kritik sah im Buch über eine Büffeljagd um 1870 eine Art Western. Williams dagegen wollte das Werk als eine bittere Abrechnung mit Amerikas Geschichte verstanden wissen und fühlte sich krass missverstanden.

Der Autor vermochte dem Leser ein aussergewöhnliches Bild des amerikanischen Südens zu vermitteln, das dem gängigen Klischee einer dort ansässigen uninspirierten, reaktionären Elite widerspricht. «Stoner» spielt vielmehr in einem akademischen Milieu, das an die literarischen Zirkel des 19. Jahrhunderts in Oxbridge erinnert, in denen Sprachwissenschaftler miteinander über Spezialthemen wie den fließenden Übergang vom Früh-Neuenglisch eines Shakespeare zu den moderneren Englischvarianten späterer Jahrhunderte disputierten. Die Biografie «Der Mann, der den perfekten Roman schrieb» über John Williams zwingt zu keiner grundlegend neuen Lesart des Romans «Stoner». Aber sie erklärt dem Leser das Rätselhaftige dieser literarischen Figur – und macht sie vor allem noch liebenswerter.



John Williams: Stoner. DTV. 352 S., Fr. 28.90



Charles J. Shields: Der Mann, der den perfekten Roman schrieb. DTV. 384 S., Fr. 37.90

Jazz

Straight, No Chaser

Von Peter Rüedi

Ich schreibe dir einen langen Brief, weil ich keine Zeit habe, einen kurzen zu schreiben»: Der Satz stammt von Goethe, ist aber als Gedanke abendländisches Gemeingut, das Cicero, Pascal, Lichtenberg und noch einigen anderen nachgesagt wird. Carla Bley, die grosse alte Dame des modernen Jazz, geboren 1938, sagt von den drei Suiten auf ihrer jüngsten CD: «Diese Musik haben wir während der letzten drei Jahre vorbereitet. Der Grund, warum wir auf Tournee sind, ist, dass wir so jeden Abend üben und das Material weiter verbessern können.» Jedenfalls hat sich Madame Zeit genommen zur Kürze, zur Konzentration, zur Verdichtung.

Carla liebte es, ein Leben lang wie eine Dompfoteuse (vorwiegend männliche) Grossorchester durch ihre sinnfälligen, manchmal geradezu magischen Kompositionen und Arrangements zu navigieren. Seit ein paar Jahren konzentriert sie sich mit ihrem alten Partner, dem Bassisten Steve Swallow, und dem Saxofonisten Andy Sheppard auch vom Band-Format her mehr um kammermusikalische Essenz, um eine geradezu spröde Radikalität. Kein Flitter, keine Ornamentik nirgends, nur das nackte Dreigespräch, allerdings in einem intensiven Einklang, in einem Austausch der Ideen, der so etwas voraussetzt wie einen gemeinsamen Atem. Daraus resultiert eine Art lyrischer Fundamentalismus (lyrisch nicht im Sinn von gefühlig oder illustrativ, sondern von reduktiv, lapidar, einfach, aber eben auch vieldeutig).

«Life Goes On» heisst die erste Suite, jedem Wort ist ein Satz gewidmet, und der Schluss gehört der optimistischen Fanfare «And Then One Day»; die zweite, ein Beispiel für Carlas schrägen Humor, heisst nach einem angeblichen Ausruf Donald Trumps beim Betreten des Oval Office «Beautiful Telephones»; die dritte ist eine dreiteilige Etüde über das im Jazz beliebte *call and response*-Prinzip, auch sie voll surrealem Witz, auch in den Beiträgen von Sheppard auf dem Tenor und dem Sopran und in Swallows weiträumig schwingendem, aber präzisiertem Bassspiel. An Monk darf bei dieser Raumkunst gedacht werden: «Straight, No Chaser». Nur Hochprozentiges, kein Nachschütter.



Carla Bley, Andy Sheppard, Steve Swallow: Life Goes On. ECM 2669



Ringens im Mittelalter: Narziss (Sabin Tambrea, r.), Goldmund (Jannis Niewöhner).

Kino

Triebabfuhr mit Halleluja

Kaum zu glauben, aber wahr: Hermann Hesses Uralt-Bestseller «Narziss und Goldmund» wurde verfilmt – eine schrecklich edle Havarie. Von Wolfram Knorr

Nein, allerliebste: Da pirscht sich der blonde Schönling an das friedlich grasende Rehlein, spannt seinen Bogen, und – schwups – der Pfeil trifft, und der jugendliche Jägersmann wirft sich das erlegte Wild über die nackte Schulter, dieweil die Geliebte in entfernter Hütte seiner harret. Doch die Aue wird verwüstet: Ein Pestkranker, der sich offenbar aus der Kulisse von «The Walking Dead» in die Naturidylle verirrt hat, wirft sich auf die liebreizende und auch noch schwangere Geliebte und schändet sie. O weh, o weh, o weh! Die Pest rafft sie später vollends hin. Der Geliebte ist darob zutiefst verzweifelt – aber hallo! Auf der Heide blüht nach wie vor ein Blümelein, und das heisst Erika. Also auf, denn Wandern und Lieben bestimmen des Jünglings Tätigkeit! Und schon ist er wieder auf Schusters Rappen unterwegs in die nächste Stadt, zum nächsten Röslein, das es zu brechen gilt!

Hesses Konflikt

Goldmund heisst der stramme Bursch und ist das Pendant zu Narziss, dem hohlwangigen Asketen aus dem düsteren Kloster Mariabronn. In kerzenflackernden, klammen Gewölben und knarrenden Kirchenbänken gedeihen und erblühen die Innerlichkeit, der Glaube, die Seele, denn das Reich Jesu ist nicht von dieser Welt. Narziss ist die Kehrseite von

Goldmund, und beide, aus der Feder des Schriftstellers Hermann Hesse, sind als «Narziss und Goldmund» weltberühmt. 1930 erschien die Erzählung, war ein Bestseller und wurde in dreissig Sprachen übersetzt. Hesse hätte Pfarrer werden sollen, wurde aber Künstler und schlug sich mit dem Konflikt ewig herum. «Narziss und Goldmund» legt darüber Rechenschaft ab, denn ein jeder Ordensmann trägt einen Goldmund in sich und ein jeder Künstler einen Narziss. Hesse siedelte das Ringens im Mittelalter an, zwischen einem edlen Novizen und dem blonden Goldmund, der wegen seiner inneren Reinheit, seiner Kenntnisse, kurz: seiner enormen Tiefsinnigkeit von allen Brüdern bewundert wird.

Eines Tages entsorgt ein grober Vater seinen ungeliebten Goldmund im Kloster. Und da sich ja Gegensätze anziehen, entwickelt sich eine dicke Freundschaft zwischen Narziss im weissen Büsserhemd und in ewiger Kasteiungslust und Goldmund, dem abgebrühten Gewohnheitshäretiker und hedonistischen Fanatiker. Was dem einen sein Halleluja, ist dem anderen eine reibungslose Triebabfuhr. Und auf Goldmund, draussen in der Welt, warten allüberall die Jungfrauen auf ihren Laken, während Narziss – o weh – das innere Leuchten nur dank intensiver Meditation zum Strahlen bringt.

«Narziss und Goldmund» ist eine Allegorie mit homoerotischem Unterzug. Heute wirkt sie antiquiert, streckenweise wie von einem Faselhans geschrieben: fast nicht mehr lesbar. Und trotzdem hat es der Österreicher Stefan Ruzowitzky («Die Fälscher») gewagt, gemeinsam mit Robert Gold (Co-Autor) die Parabel zu verfilmen. Sabin Tambrea (Narziss), Jannis Niewöhner (Goldmund), Sunny Melles (Gräfin), Uwe Ochsenknecht (Meister Niklaus) und so weiter machen den Film gänzlich zur Havarie. «Die Kammertür», heisst es bei Hesse, «war aufgegangen, lautlos kam Lydia mit blossen Füßen über die Steinfliesen hereingegangen, schloss sachte die Tür und setzte sich auf sein Lager. <Lydia>, flüsterte er, <mein Rehlein, meine weisse Blume! Lydia, was tust du?> <Ich komme zu dir>, sagte sie, <bloss für einen Augenblick: Ich will doch einmal sehen, wie mein Goldmund in seinem Bettlein liegt, mein Goldherz.>» Exakt so ist der Film.

Karlheinz Deschner urteilte schon 1957 in der Streitschrift «Kitsch, Konvention und Kunst» über «Narziss und Goldmund»: «Eine ganz und gar auf dem längst Vorgeprägten und Verbrauchten fussende Ausdrucksweise, die hier deutlich das Zuckrig-Romantische, Läppisch-Empfindsame, das Alberne und Abgeschmackte streift.» So gesehen hat Stefan Ruzowitzky das Buch kongenial umgesetzt. ★☆☆☆☆

Weitere Premieren

The Perfect Candidate — Maryam ist eine junge Ärztin in einer saudischen Kleinstadt, die ständig Grund zum Ärger hat: Will sie ein männliches Unfallopfer behandeln, verweigert es lautstark eine Behandlung durch eine Frau. Und vor der Klinik ist die Zufahrtsstrasse unbefestigt, holprig und oft der reinste Matsch. Eigentlich will sie weg, sich in Riad bewerben, doch dann packt sie der Trotz, und sie lässt sich als Kandidatin des Gemeinderats eintragen! Schockschwerenot. Ihre beiden Schwestern sind entsetzt; der Vater, ein Musiker, der zwanzig Jahre darauf gewartet hat, mit seiner Musikgruppe auf Tournee zu gehen, darf endlich, hat kaum Zeit für seine Töchter, ist aber letztlich stolz auf das Selbstbewusstsein von Maryam, die sich ohne Wenn und Aber daranmacht, auch vor Männern für ihre Kandidatur zu werben.

Als ihre Schwestern und ein Bekannter beginnen, sie dabei zu unterstützen, schöpft sie Hoffnung. Regisseurin Haifaa al-Mansour («Mary Shelley») ist eine Meisterin sanfter Tücke: Um die Zuschauer mit der Realität in einem fundamentalistischen Staat zu konfrontieren, ist sie einerseits bemüht, mit ästhetischem und gesellschaftlichem Wohlwollen nicht Verbote herauszufordern, um dann andererseits mit kleinen subversiven Volten die fundamentalistische Lebenswirklichkeit zu unterlaufen. Allein diese Balance in

dem durch und durch sympathischen und erhellenden Film ist sehenswert. ★★★★★☆

Cittadini del Mondo — Attilio, Giorgetto und der Professore, drei Rentner Roms, die in der Altstadt mehr schlecht als recht mit ihren dürftigen Renten leben und am liebsten in den Cafés ihre Tage verbringen, entschliessen sich aus Frust, auszuwandern, ihrem Leben auch im knittrigen Alter noch mal Schwung zu geben. Zwar wissen sie nicht, wohin sie sollen, und wollen eigentlich auch gar nicht weg, getrauen sich aber nicht, es dem Kumpel gegenüber einzugestehen. Gianni Di Gregorio («Pranzo di ferragosto», 2008) ist der entspannteste Zeremonienmeister fast physisch greifbarer italienischer Lebensart. Mit komödiantischem Charme, Esprit und kritischem Spott blickt er auf den sozialen Zerfall, die



Knittrig-schwungvoll: «Cittadini del Mondo».

Griesgrämigkeit und Italiens Bürokratie, aber immer mit süffisanter Tristesse. Besonders die Behördengänge für die Auswanderung sind, angesichts der Einkommen der drei Alten, von hinterhältigem Witz. Die drei fesseln bis zum Ende. Grossartig. ★★★★★☆

Knorr's Liste

1	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
2	Emma Regie: Autumn de Wilde	★★★★☆
3	7500 Regie: Patrick Vollrath	★★★★☆
4	Jagdzeit Regie: Sabine Boss	★★★★☆
5	The County Regie: Grímur Hákonarson	★★★★☆
6	The Invisible Man Regie: Leigh Whannell	★★★★☆
7	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
8	J'accuse Regie: Roman Polanski	★★★★☆
9	Little Women Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
10	Just Mercy Regie: Destin Daniel Cretton	★★★★☆



Körzis Hollywood

Fluchtpunkt Malibu

Willkommen im Fegefeuer. Von Norbert Körzdörfer

Wer bei Sonnenuntergang im «Little Beach House» des «Soho House» am Pazifik sitzt, nach den Oscars, mit Zigarre und Portwein, der verliebt sich leicht in Malibu, die Oase der Stars.

Still, schön, neunzig Uber-Dollar weg von L.A. Dreissig Kilometer endloser Strand, Wellen nonstop. Allerdings: Der Pacific Coast Highway ist eine unendliche Autobahn durchs Paradies. Die Londoner *Times* flüstert, Prinz Harry und Meghan seien *house-hunting* in Malibu. Angebliches Objekt der Begierde: das Anwesen «Petra Manor» (20 Mio. \$) in der bewachten Villenanlage Serra Retreat mit Pool, Tennisplatz, Weinkeller, Kino und Schwimmbad sowie Platz für sechzehn Gäste. Und: Meghans Mutter wohnt vierzig Kilometer weit weg.

Aber: Malibu ist positiv langweilig. Hier ist nichts los. Okay, es gibt den Pier, die Mall, das «Nobu» von Robert De Niro, das «Moonshadows» (Lieblingsbar von Mel Gibson) oder das «Paradise Cove» (Lieblings-Spot von Thomas Gottschalk und Matthew McConaughey).

Die Elite von Hollywood hat in der 12 000-Einwohner-City Strand- oder Bergvillen: Oracle-Gründer Larry Ellison (Tochter und Sohn finanzieren Filme), Musik- und Filmmogul David Geffen, Barbra Streisand, Leo DiCaprio (auch seine Mutter), Brad Pitt, Jack Nicholson, Lady Gaga, Paris Hilton, Til Schweiger, Britney Spears, Jennifer Aniston – eigentlich alle.

Warum? Es ist ein *hideaway* – ein Fluchtpunkt des Molochs Los Angeles. Leider brandgefährlich: Hunderte Häuser wurden vernichtet – die von Gottschalk (kaufte ein neues), Gerard Butler, Kim Basinger, Miley Cyrus et cetera. Hollywood ist ein Fegefeuer.

Ein Drink zu viel, ein Urproblem Hollywoods – und Malibus: Oscar-Star Ben Affleck («Argo») sprach entwaffnend ehrlich über sein Alkoholproblem: «Men-

schen mit zwanghaftem Verhalten – so einer bin ich – haben ein ständiges Unbehagen, das sie bekämpfen wollen. Du versuchst dich besser zu fühlen mit Essen oder Trinken oder Sex oder Kartenspielen oder Einkaufen. Aber am Ende macht es dein Leben schlimmer. Es ist ein Teufelskreis, den du nicht durchbrechen kannst. Das ist zumindest mir passiert.»

Seine Ehe (drei Kinder) mit Traumfrau Jennifer Garner («Alias») endete 2018: «Ich trank relativ normal für eine lange Zeit. Aber dann trank ich mehr und mehr, als meine Ehe auseinanderbrach. Und das Trinken führte zu noch mehr Problemen.» Sein Fazit: «Was ich in meinem Leben am meisten bedaure, ist meine Scheidung.»

Im neuesten Film, «The Way Back», spielt er einen trunksüchtigen Basketballtrainer – auch eine Art Therapie!

Hollywood vergibt Sünden. Hollywood liebt das Drama – und die zweite Chance. Hollywood liebt Stars, die fallen – und wiederauferstehen! *Welcome back home, Ben!*

Hollywood-News: Wer auf dem L.A.-Flughafen LAX landet und ein Taxi sucht, findet keines mehr! Es gibt Taxi-Säulen für Busse! Die bringen einen in fünf Minuten zum riesigen Taxi- und Uber-Parkplatz. Warum? Vorbereitung für die Olympischen Spiele 2028!

Wer in L. A. keine Uber-App hat, ist verloren. Uber ist die individuelle Verkehrsader von Hollywood. Wer Luxus-Uber wählt, den holt auch ein Tesla ab.

Das Fax ist die geheime E-Mail Hollywoods. Jeder Agent hat ein Fax. Die E-Mails wechseln monatlich mit kryptischen Abkürzungen. Aber das Fax bleibt: Im «Beverly Hills Hotel» gibt's auf Wunsch ein Privat-Fax mit Geheimnummer. Faxe sind schwer zu hacken!

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Kurvenlose Gedanken: Linken-Ikone Wagenknecht.



Er will frei sein: Schwinger Curdin Orlik.

Prominente

Sexbomben, Schwinger, alte Männer

Ein kleiner Strip im *Playboy*, die Aufregung über ein Coming-out und ein Griff nach Unsterblichkeit.

Von Michael Bahnerth

Gewinner

Da ist ein Brocken von einem Mann, knapp einen Meter neunzig gross, 115 Kilogramm schwer, ein Muni unter Ochsen ist er, ein Schwinger, er besiegt viele andere, gewinnt Kämpfe, aber verlor lange jeden Tag gegen sich selber; **Curdin Orlik**, 27. Seine Seele war wie ertränkt im Sägemehl, weil ihm, seit er zwölf Jahre alt war, die Kraft für den grössten Schwung seines Lebens fehlte; dazustehen und zu sagen: Ich bin schwul. Vor ein paar Tagen hat er es öffentlich getan, Coming-out nennt man das, ein grosser Schritt für den Schwulen, gewiss, aber inzwischen ein kleiner, nebensächlicher für die Menschheit natürlich, sollte man meinen. Die Aufregung war trotzdem gross in den Medien und an den Stammtischen; der Boulevard lobte seinen Mut, an den Stammtischen fern der urbanen helvetischen Zivilisation gilt er jetzt als warmer Bruder, und wenn Curdin sich fortan bückt im Ring, oder über einen Gegner, na ja. Man muss das nicht verstehen, diese Phobie, aber es ist halt so in der Schweiz der Ewiggestrigen, dass ein Schwuler immer noch so etwas ist wie ein Muni ohne Hoden. Deshalb hat Curdin sich verleugnet und jedem Hintern hinterhergeschaut, wenn ihm jemand zugeschaut hat. Curdin hat einen vierjährigen Sohn und sagt, dass er ihn nicht mehr anlügen und dass er endlich frei sein wolle. Er lebt jetzt unweit von seiner ehemaligen Partnerin und seinem Kind, ist eine Ikone der Gay-Bewegung, aber frei sein dürfte er erst, wenn er sich vom Sägemehl befreit hat.

Die schönste Linke aller Zeiten wahrscheinlich, das erotische Alibi der deutschen Linksbewegung und die ästhetische Reinkarnation

von Rosa Luxemburg, **Sahra Wagenknecht**, 50, enthüllt sich im *Playboy* ein wenig. Das klingt nach einer stimulierenden Nachricht für verklemmte Intellektuelle mit Potenzproblemen und Rechte, die in der Fantasie mal eine Linke rannehmen möchten, aber natürlich würde Wagenknecht nie ihre Kurven veröffentlichen, sondern nur die Geradlinigkeit ihrer Gedanken und ihrer Seele. Wagenknecht gab dem *Playboy* also ein Interview, in dem sie sich, inhaltlich, wenn man so will, leicht nackig machte, was nicht wirklich gelang, denn auch wenn Wagenknecht tatsächlich nackt posieren würde, sähe das immer noch so aus, als ob sie eines jener Biedermeierkostüme tragen würde, die ihr eine zweite Haut geworden sind und unter denen sie ihre ungezügelte Seite, wenn es denn überhaupt eine gibt, in Gitter gelegt hat. Allzu viel steht im Interview nicht, ausser, dass sie sich als Jugendliche ein-, vielleicht zweimal fast bewusstlos gesoffen hat, das aber nicht so lustig fand, mit ihrem Mann Oscar Lafontaine gerne süd-



Hallo Stickstoff: Milliardär Bloomberg.

französische Weine trinkt und dass sie «auf der Regierungsbank noch keinen Sex-Appeal entdeckt» hat. Das mit der mangelnden Ästhetik von Ministern und Ministerinnen ist ein globales Phänomen. Es ist eine der grossen Fragen der Neuzeit, weshalb die Regierungsbänke vollbesetzt sind mit Menschen, die man nicht gerne anschaut. Vielleicht liegt es daran, in Abwandlung eines Adorno-Zitates, dass es nichts Schönes im Unschönen geben kann.

Verlierer

Es gibt diesen grossartigen Roman von Cormac McCarthy, bei dem ein ganzes gewalttätiges, verzweifertes, verlorenes und verlogenes Amerika Worte findet. In diesem Buch scheint alles nicht nur wahrscheinlich, sondern auch wahr zu sein, bis auf den Titel: «No Country for Old Men». Weil die USA ein Land für alte Männer geworden sind, wenigstens für jene, die Präsident werden möchten oder es bleiben wollen; Trump ist 73, Bernie Sanders 78, Joe Biden 77 und Milliardär **Michael Bloomberg** 78, wobei Bloomberg hingeschmissen hat und jetzt wohl das tut, was alte Männer so tun, nachdem sie Präsident werden wollten, um dem Land und auch ein wenig sich selbst zu retten und ihrem verblässenden Sein einen letzten Höhepunkt zuzufügen; also dort Forellen fischen, wo Flüsse sich wie flüssiges Gold aus dem Himmel Amerikas ergiessen, Golf spielen und für 80 Meter ein Eisen 9 brauchen und sich freuen, dass manche Gleichaltrige dazu schon ein 8 nehmen, gegen das eigene Verschwinden ankämpfen und gelegentlich vielleicht die Dienste eines Luxus-Escortservice in Anspruch nehmen, um sich zu beweisen, dass die Manneskraft noch da ist. Bloomberg hat so viel Geld, 60 Milliarden, dass er es sich wie Gates und Buffet leisten kann, sich von den ersten zwei aggressiv kapitalistischen Lebensphasen zu erholen und in der dritten sich eine philanthropische zu leisten, irgendwann die Hälfte des Vermögens in eine Stiftung einzubringen und jetzt schon ein kleines Vermögen in die Kryokonservierung, die Stickstoff-Konservierung, zu investieren, weil sie sich halt wertvoll fühlen und pathologisch selbst lieben. Dieses Einfrieren und dann Aufweckenlassen, wenn das Alter umkehrbar wird, hat zweifelsfrei etwas Eitel-Arrogantes und wird hoffentlich ebenso wenig funktionieren wie Bloombergs Wahlkampf. Kam da hin als letzter, als die anderen Kandidaten und Kandidatinnen sich schon in anderen Staaten gebalgt hatten, so ein bisschen wie *creatio ex nihilo*, hat 500 Millionen in diesen Auftritt investiert, der einen ganzen Tag lang dauerte, und das war's dann. Beruhigend an dieser Grotteske ist nur, dass offenbar doch nicht alles käuflich ist.

Die **unbekannte Frau**, die vielleicht ein paar Jahre lang hoffte, Frau Orlik zu werden.



Müssen wir das Auto abschaffen?

Leben heute

Grünsein auf Kosten anderer

Wie die grüne Welle mit falschen Argumenten das Autofahren behindert und verteuert. *Von Peter Marti*

Die Grünen sind die Heilsbringer der Gegenwart. Sie verheissen einen neuen Lebensstil, ökologisch, gesund und klimaneutral – wer könnte da etwas dagegen haben? Zweifellos haben die Grünen eine Marktlücke in der politischen Landschaft entdeckt. Sie beackern geschickt das mit dem sozialdemokratischen Niedergang brachliegende Wählerfeld. Mit missionarischem Eifer versprechen sie Lösungen für fast alle Probleme der Welt. Sie spielen dabei geschickt mit Ängsten. Die Feinde heissen Klimagegner, Gen-Food, Ressourcenverbrauch, CO₂-Ausstoss und manch weiteres, was einer Einthemen-Partei gerade zur Verfügung steht. Wenn die Wälder immer noch so sterben würden, wie sie es vor rund vierzig Jahren angeblich taten, stünden sie genauso auf der Themenliste. In Berlin verlangt die grüne Verkehrssenatorin Regine Günther, «dass die Menschen ihr Auto abschaffen».

Auch hierzulande ist die grüne Welle an allen Ecken und Enden zu spüren. Wie in jeder zentraleuropäischen Stadt sieht sich bei uns der Automobilist einer dilettantischen Verkehrspolitik ausgesetzt. Parkplätze werden abgeschafft – ohne Alternativen. Dafür werden ohne Ende neue Baustellen eröffnet. Im Kanton Zürich ärgerten einen allein auf der Strecke zwischen Tiefenbrunnen und Meilen in den Sommermonaten des vergangenen Jahres bis zu fünf solcher Verkehrshindernisse gleichzeitig mit einer oder zwei geschlossenen Fahrspuren. Die Grünen melken die bürgerliche Mitte durch widersinnige Referenden und Vorstösse. Ein Beispiel: Die unterirdische Velostation im Hauptbahnhof Zürich kostete 14 Millionen Franken, doch kaum jemand parkiert dort sein Fahrrad. Die Radweginfrastruktur in der Stadt Zürich wurde mas-

siv erweitert. Mit dem Resultat, dass sich in der Stadt, statistisch gesehen, die meisten Unfälle mit Velos ereignen. Praktisch jede zweite schwerverletzte Person war laut der neuen Verkehrsunfallstatistik in der Stadt Zürich mit dem Velo unterwegs.

Der Klimawandel wird permanent für politische Zwecke missbraucht. Auch da tun sich die Grünen besonders hervor. Niemand produziert so viele Fake News wie die selbsternannten Retter des Planeten. Auch dazu ein Beispiel: Der globale Temperaturanstieg um 1 Prozent während der letzten 150 Jahre sei von Menschen verursacht, sagen sie. Einen wissenschaftlichen Beweis dazu gibt es allerdings bis heute nicht.

Es dürfte allgemein bekannt sein, dass das Leben auf der Erde ohne CO₂ nicht möglich wäre. Was aber längst nicht alle wissen: Beim

Niemand produziert so viele Fake News wie die selbsternannten Retter des Planeten.

CO₂ handelt es sich um ein Treibhausgas, und ohne den von ihm verursachten und allorts verteilten Treibhauseffekt hätten wir auf unserem Planeten eine mittlere Temperatur von minus 18 Grad Celsius. Die Schweiz befände sich im Dauerfrostzustand. Der Anteil von CO₂ in unserer Atmosphäre beträgt nur rund 0,04 Prozent. Von diesen 0,04 Prozent werden wiederum nur 4 Prozent durch Menschen verursacht. Unter anderem durch das Ausatmen. Dieses übersteigt übrigens punkto CO₂-Ausstoss nachweislich die Werte des weltweiten Automobilverkehrs.

Nun behaupten die Nachhaltigkeits-Propheeten, dass das CO₂ allein für den Klimawan-

del verantwortlich sei. Das ist schlicht falsch. Als Folge dieser Lüge werden die Automobilimporteure mit unsinnigen Bussen in Millionenhöhe eingedeckt. Bussen, die am Ende des Tages die Bürger bezahlen.

Tatsache ist: Die Schweizer Autofahrer verursachen heute mit ihren Fahrzeugen im Vergleich zu 1990, also dreissig Jahre später, gerade einmal 1 Prozent mehr CO₂. Und dies, obwohl die Kilometerfahrleistung seither um 34 Prozent zugenommen hat. Grund für diese erstaunlichen Zahlen ist, dass die Automobilindustrie stets massiv in den technologischen Fortschritt und in effizientere Motoren investiert hat.

Ökobilanz der E-Fahrzeuge

Wissenschaftler haben herausgefunden, dass ein Elektrofahrzeug erst nach sieben Jahren eine bessere Ökobilanz aufweist als ein Benziner. Ich finde Elektroautos ja auch toll, obwohl ich nach wie vor nicht weiss, wo genau ich tanken kann. Und ich gebe zu: Ich habe soeben ein neues Auto gekauft. Einen Subaru Forester 4x4 mit Hybridtechnologie (kabellos) für 42 500 Franken. Als Benziner hätte mich das entsprechende Modell im letzten Jahr 35 700 Franken gekostet. Der Grund für den Mehrbetrag von 6800 Franken ist nicht etwa der Hersteller Subaru, sondern die erwähnten, vom Bund verhängten Bussen.

Fahre ich jetzt stolz als Neo-Grüner durch die Strassen? Nein, ich habe mich dem Diktat unserer grünen Politiker gebeugt (den Forester gibt es nur noch in der Hybrid-Variante). Und ich habe die CO₂-Busse des Bundes finanziert. Schön wäre es, wenn mir ein Politiker, der diese CO₂-Bussen verantwortet, noch erklären könnte, wozu. Und was mit meiner Busse geschieht.



Peter Marti ist Inhaber der Marti Communications AG in Zürich.



Thiel

Fussballfieber

Von *Andreas Thiel*

Sportkommentator: ... der italienische Stürmer hustet. Der deutsche Torhüter weicht aus. Schuss aufs Tor und ... Nein, der Schiedsrichter pfeift ab. Sanitäter messen die Temperatur des italienischen Stürmers. Sie scheint normal zu sein. Also Freistoss für ... Der Schiedsrichter konsultiert den Videoassistenten. Der italienische Stürmer hat den Sicherheitsabstand von zwei Metern gegenüber dem Torhüter unterschritten. Das müsste die rote Karte geben! Der italienische Mannschaftskapitän kritisiert, der Abstand sei durch den deutschen Torhüter unterschritten worden, als dieser die Arme ausbreitete. Also Freistoss für die Italiener. Der Schiedsrichter mahnt die deutschen Verteidiger in der Mauer, den Abstand von zwei Metern untereinander einzuhalten. Der Freistoss wird abgewehrt, aber ... Es war Handspiel! Im Strafraum! Elfmeter!

Die Sanitäter kommen und desinfizieren den Ball. Der italienische Stürmer nimmt Anlauf ... und hustet. Die Sanitäter scannen ihn erneut. Die Temperatur scheint nun doch grenzwertig zu sein. Er muss ausgewechselt werden. Ein Ersatzspieler legt den Schutzanzug ab. Jetzt Tumult auf der Tribüne! Ein Fussballfan scheint sich gewaltsam Zugang zum leeren Stadion verschafft zu haben. Er rennt durch die leeren Stuhlreihen, verfolgt von Polizisten in Schutzanzügen, springt über die Bande auf den braunen Rasen und rutscht aus. Der Rasen hat sehr gelitten unter der Desinfektion. Jetzt zieht sich der Fan aus! Und hustet! Ein infizierter Flitzer!? Der Schiedsrichter und die Spieler fliehen vom Platz in die Einzelkabinen im Quarantäne-Container. Der Flitzer schlägt auf dem braunen Rasen Haken und macht Luftsprünge. Der erste Verfolger kollabiert in seinem Schutzanzug. Die Sanitäter rennen mit dem Wärmescanner zu ihm hin.

Es wird wohl etwas länger dauern, bis das Spiel fortgesetzt werden kann. Ich schlage vor, wir unterbrechen hier und schauen, was beim Handball läuft.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Unerschrockene Frauen

Für Ljuba Manz kam eine Absage ihrer Ladies' Night im Hotel «St. Gotthard» nicht in Frage – und alle kamen.

Von *Hildegard Schwaninger*

Danke, Ladies, dass Ihr keine Angst habt», rief Ljuba Manz in die Runde und hob das Champagnerglas. Es war Weltfrauentag, und die «St. Gotthard»-Wirtin lud – wie jedes Jahr – zur Ladies' Night. Manz lässt sich nicht so leicht einschüchtern, auch nicht vom Coronavirus, und als geschäftstüchtige Frau will sie, dass ihr Laden läuft. Eine Absage der traditionellen Ladies' Night kam für sie nicht in Frage, und siehe da: Alle Frauen, die sich angemeldet und ein Ticket für 175 Franken gelöst hatten, sind erschienen. Hier im «St. Gotthard» feiert man die Lebensfreude und pflegt die Geselligkeit, «Social Distancing» ist schlecht für die Psyche, und Ljuba Manz, die immer einen lustigen Spruch auf den Lippen hat, formulierte es so: «Wer Angst hat, hat Angst. Und wer keine Angst hat, lebt besser.» Hier freuten sich die Frauen auch, dass sie Frauen sind. Während an der Bahnhofstrasse und am Bellevue die Frauen demonstrierten und die Farbbeutel flogen, trank man hier Champagner und zeigte seine besten Kleider. Abendroben, die eigentlich für den (abgesagten) Opernball gekauft wurden, kamen an der Ladies' Night zum Einsatz.

Es waren viele schöne Frauen da. Der harte Kern, der seit über zehn Jahren jedes Mal dabei ist, fehlte. Raquel Marquard muss sich um ihren kranken Mann, Verleger Jürg Marquard (Schlaganfall und Sepsis), kümmern, Kristina Dillier ist in Dubai, und Christine Moor hatte eine Knieoperation. Dafür sah man die Society-

Beautys Daniela Tognoni und Sonja Hog-Bärtschi (RechtsanwaltsGattin und Stewardess) sowie einige russische Freundinnen der Gastgeberin, Tatyana Davidoff Goekmen (hat eine Kulturstiftung) und Dior-Chefin Ludmilla Ramage-Magnus, die von ihrem Mann, der bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam, ein Schloss in Frankreich (Périgord) geerbt hat (Ljuba Manz nennt sie jetzt «Prinzessin»). Bei Manz muss auch immer jemand Adeliges dabei sein. Das war diesmal eine gewisse Marina Baroness von Lison. Sie ist gross, schlank und blond und – so steht es auf der Visitenkarte – Managing Director des Elite Club Monaco.

Männer waren bei diesem Frauenabend keine dabei, aber in der «Hummer- und Austernbar» war ein Gentlemen's Evening organisiert, wo es sich einige Partner der Damen bei Bordeaux-Weinen, US-Beef und Lobster gutgehen liessen. (Für die Damen gab es Hummermedaillons, Lachs und Loup de mer mit Safranrisotto und grünem Spargel.) Zur Afterparty mit DJ durften sich die Männer dann unter die Damen mischen. Der Einzige, der das tat, war Marco Conte, der Ehemann von Ljuba Manz (dreissig Jahre jünger als seine Frau). Er blieb – in einem Riesengewusel tanzfreudiger Frauen – der einzige Mann auf der Tanzfläche. Ljuba Manz war imagegerecht hergerichtet: superkurzer Minirock, Netzstrümpfe und High Heels, geschmückt wie eine russische



Fast verliebt

Sich ehrlich zeigen

Von *Claudia Schumacher*

Nach dem Date hab ich mich daheim auf die Couch gesetzt und alleine zwei Bier getrunken», erzählt Maxim. So fertig war er. Und wie er da so sass, kam er sich vor

wie ein Arsch. «Vielleicht bin ich doch nicht so tolerant, wie ich dachte?», fragt er. Das ist passiert:

Mein Cousin hat sich über Tinder mit einer Frau verabredet. «Sie war wahnsinnig lieb, auch attraktiv, aber ...» – und man merkt, dass er sich immer noch scheisse fühlt – «... aber sie hatte eine, ich weiss nicht, eine Sprachbehinderung oder so.» Ihre Stimme sei schrill gewesen, ihr Kiefer schräg – das hatte sie auf den Fotos kaschiert. Maxim mutmasst, etwas Stimme auch hinten im Gaumenbereich nicht bei ihr, da sie manche Wörter nicht richtig aussprechen konnte. «Ich sass also vor dieser sympathischen Frau und konnte ihr schon bald kaum noch zuhören, weil ich mich die ganze Zeit fragte, was sie da hat, ob das von einem Unfall kommt oder angeboren ist.» Es wäre zu unhöflich, vielleicht sogar verletzend gewesen, sie darauf anzusprechen. Seine Irritation war allerdings so massiv,



Gastgeberin: Ljuba Manz mit Gatte Marco Conte.



«Prinzessin»: Dior-Chefin Ramage-Magnus.



Freunde: A. S. Goekmen, Tatyana Davidoff.

Grossfürstin und geschminkt wie ein Showgirl. Ihr Buch, in dem ihr Leben beschrieben wird («Russische Seele, Wiener Herz»), lag auf, einige Frauen kauften es, und Ljuba gab Autogramme.

Langeweile gibt es nicht bei Ljuba Manz, das Programm war üppig. Die Modeschau machte die Modeboutique Nachfreud von der Forchstrasse, wo es schillernde Mode zu passablen Preisen gibt (Sales-Managerin Seyda Troia freute sich über regen Applaus), und Max, ein Saxofonist aus der Ukraine, der sich «Max Sax» nennt, machte Musik. Plötzlich stürmte die Frauenparty ein Mann mit einem riesigen Blumenstrauss – und überreichte ihn der Hotelkönigin. Es war Furkat Davronov, der Frauenarzt, der seine Praxis gleich um die Ecke hat. Die Tombola war grosszügig und im Ticketpreis inbegriffen: Man musste keine *Lösli* kaufen, nur seinen Namen auf einen Zettel schreiben. Den Hauptpreis, eine Uhr, gewann Anita Plozza, Journalistin des Online-Magazins *Nau.ch*. Hoteldirektor Martin Santschi war nicht da, er macht gerade ein Sabbatical.

Der Abend war organisiert von Enrica Picciati, der *personal assistant* der Gastgeberin. Ljuba Manz war so dankbar und begeistert von dem Abend, dass sie spontan Ohringe für Frau Picciati kaufte. Wo? Bei Oberturm Uhren und Schmuck, dem Schmuckgeschäft aus Aarau, das an dieser Party einen Verkaufsstand hatte. An der Ladies' Night können die Damen jeweils auch dem Kaufrausch fröhnen. Die Kleider von Nachfreud konnte man ebenfalls kaufen. Diesmal lief das Geschäft weniger gut als in den letzten Jahren. Insofern hat das Corona-Thema den Abend doch noch eingeholt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

dass das Date krampf়ig verlief. Maxim blieb mit dem miesen Gefühl zurück, die Frau vielleicht diskriminiert zu haben. Er sei freundlich gewesen, habe aber kein zweites Date gewollt.

Ausnahmsweise sehe ich die Dinge etwas entspannter als er. Mir fällt die dänische Komikerin Sofie Hagen ein, die einmal in einem Podcast erzählte, wie sie ihr Tinder-Profil ausfüllte. Unter anderem schrieb sie hinein, dass sie fett sei und das gut finde – und dass sie nur jemanden treffen wolle, der ebenfalls fett sei und kein Problem damit habe. Das klingt erst mal schrág – aber auch sympathisch. Sie führte zudem ihre politischen Einstellungen auf, da sie ihr wichtig sind und sie sich politische Streite beim Daten ersparen wollte. «Dieser super ehrliche Ansatz dünnt die Verehrerschar sicher aus», sage ich Maxim, «aber was bringt es zum Beispiel einer sehr breiten Frau, wenn sie sich von oben schlank fotografiert und die Backen einzieht,

aber dann beim ersten Date die 120-Kilo-Überraschung mitbringt?» – «Genau!», sagt Maxim erleichtert. Und erzählt von einem anderen Date mit einer Kreativen, die gegen Besserverdiener hetzte, während er als Ingenieur peinlich berührt auf die Rechnung wartete. «Die hätte auch besser gleich in ihr Profil geschrieben, dass sie Unternehmensberater und Ingenieure hasst; hätte uns beiden Zeit erspart.»

Vielleicht wäre es für die Frau mit der Sprachbehinderung besser, wenn sie ein ehrliches Foto auf ihr Profil stellt, das ihren Kiefer zeigt, wie er ist, und dazu etwas schreibt wie: «Ich habe Schwierigkeiten beim Sprechen, aber meine Freunde finden, das fällt nach einer Weile nicht mehr auf.» Oder so. Dann wissen alle, woran sie sind. Und man kann sie unverkrampft darauf ansprechen.



Unten durch

Chorprobe

Von Linus Reichlin

Letzte Woche lernte ich in einer Pianobar eine Frau kennen, ich weiss nicht, ob sie noch lebt. Sie hiess Elma, was ich lustig fand, weil es mich an Elmer Citro erinnerte, das Lieblingsgetränk meines Grossvaters, der 1968 an der Hongkong-Grippe starb. Elma erzählte mir, sie arbeite als Hochbauzeichnerin, doch heutzutage bedeute das nicht Zeichnen, sondern Computer. Beim Aussprechen des Wortes «Computer», genauer bei den Buchstaben «pju», spritzte ein Speicheltröpfchen aus ihrem Mund und klebte nun als winzige Perle an meinem Bierglas. Ich dachte: «Vielleicht wirst du gerade Zeuge der berühmten Tröpfcheninfektion.»

Elma sagte, eines Tages werde der Computer sogar ihren Chef ersetzen. Fasziniert beobachtete ich, wie bei diesem neuerlichen «pju» ein ganzer Schwarm von Speicheltröpfchen wie ein Sprühregen über meinem Bierglas niederging. Ich fragte Elma, wie sie sich fühle, gesundheitlich. Sie sagte: «Gut, warum? Und du?» Ich sagte, dass ich mich sehr gut fühlen würde, wenn das Bier nicht so warm wäre. Ich bestellte ein neues Bier und für Elma einen Tequila Sunrise. Sie sagte, sie liebe Tequila Sunrise mehr als ihr guttue, und beim «qui» in «Tequila» verwandelten sich ihre schönen Lippen praktisch in einen Gartenschlauch, dessen Ventil man ganz aufdreht, um die zarten Rosen nur sanft mit Sprühnebel zu benetzen. Zum Glück stand mein neues Bier noch nicht in der Kontaminierungszone! Leider erwischte mich aber ein Teil von Elmas Sprühnebelwolke am Mund, ich spürte ihre Spucke förmlich auf meinen Lippen brennen!

Jetzt begann sie mich zu nerven. Zwar stimmte ihr Busen, ihr Hintern, die Beine im Minirock von Zara – das war alles akzeptabel. Aber was nützt mir eine Liebesnacht, wenn mich hinterher zwei Polizisten in gelben Vollkörperschutzanzügen gewaltsam in eine Quarantäne-Turnhalle sperren, zusammen mit 200 anderen Vollidioten, die auf Elmas Reize hereingefallen sind? Ich sagte zu ihr: «Hör zu, Elma, ich glaube, das wird heute nichts mehr mit uns. Es sei denn, du gibst mehr darauf acht, dass bei dir beim Reden nicht immer was rauskommt.» Sie sagte, es tue ihr furchtbar leid, sie wisse, dass das

>>> Fortsetzung auf Seite 64

schlimm sei, sie habe schon als Kind eine feuchte Aussprache gehabt. Beim «schpr» in «Aussprache» hielt sie sich die Hand vor den Mund. Jetzt tat sie mir leid. Ausserdem benahm ich mich inkonsequent: Falls wir uns nachher in meiner Wohnung mit der Zunge küssten, wäre ich sowieso geliefert. Dann kriegte ich die volle Dosis ab – dagegen waren die paar Viren in ihrer feuchten Aussprache Peanuts. Und überhaupt: Wenn wir wegen dieser Epidemie aufhören, uns zu paaren, hat das Virus schon gewonnen! Der Fortbestand der Menschheit liegt in den Händen jener, die in einer Pianobar weiterhin Frauen aufreissen und sie mit nach Hause nehmen, obwohl das aus epidemiologischer Sicht ein Irrsinn ist.

Ich sagte: «Vielleicht sollten wir uns für einen Kompromiss entscheiden, Elma: Wir schlafen miteinander, aber ohne Küssen. Und ohne Finger in den Mund stecken. Also ich dir schon, aber du mir nicht, einverstanden? Und ich wäre froh, wenn du dabei nicht reden würdest.» Sie schaute mich wütend an und sagte, ich solle mich ver... Ich hielt mir blitzschnell beide Hände vors Gesicht. «...pissen!», sagte sie wie ein mit Wasser gefüllter, explodierender Luftballon. Ich wischte mir die Hände an der Hose trocken und sagte: «Ich wünsche dir noch eine schöne Pandemie, gute Nacht.» Ja, gute Nacht, Elma, gute Nacht, One-Night-Stand, aber auch gute Nacht, eheliche Pflichten – denn wer küsst jetzt noch ohne ein leichtes Unbehagen seine geliebte Frau, die gerade von der Chorprobe zurückkommt (45 Leute, die laut ihre Viren herausingen)? Wer küsst noch ohne den Gedanken an eine Herz-Lungen-Maschine den geliebten Ehemann, der gerade in der überfüllten S-Bahn sass?

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Die Poesie des Gamay

Von Peter Rüedi

Manchmal hat man in einer Liaison einen Namen zu verlieren und in einer Ehe einen zu gewinnen (nicht immer zum Vergnügen der Braut, in Zeiten der alten Namensregelungen). Wie auch immer: Die Erfindung des Dôle, der Walliser Rotweinspezialität, benannt nach der burgundischen Stadt gleichen Namens, einer nach und nach reglementierten Walliser Cuvée von mindestens 51 Prozent Pinot noir und im Rest vornehmlich Gamay, erwies sich im Lauf der letzten 150 Jahre zunehmend als ein probates Mittel zur Nobilitierung der letzteren, seit dem Mittelalter verrufenen Sorte. Ende des 14. Jahrhunderts hatte der Herzog Philipp II. von Burgund (genannt «der Kühne») die Gamay, genetisch ein Abkömmling der Pinot, mit einem geradezu alttestamentarischen Fluch belegt («l'infâme et déloyal Gamay») und aus seinem Hoheitsgebiet verbannt. So wurde sie zur bis heute quasi monokulturell angebauten Hauptsorte des Beaujolais – und in der Folge zu einer beliebten Sorte im Wallis.

Den Makel des herzoglichen Fluchs wurde die Sorte nie ganz los, und aus dem Blickwinkel der Pinot-Puristen ist ihre Ehe, genannt Dôle, bis heute eine Mesalliance, wenn nicht ein Sakrileg. Allerdings setzte auch eine Gegenbewegung ein, eine Art Ehrenrettung des Gamay. Im Beaujolais ohnehin. Aber auch im Wallis entdeckte eine Reihe kluger oder sensibler Produzenten (Domaine des Muses, Gérald Besse, auch Provins) die Attraktivität eines rein gekelterten Gamay, und zwar nicht nur als charmante Rotweinvvariante in Zuge der neuen Leichtigkeit, sondern auch als ein nachhaltiges Weinvergnügen für mehr als einen Sommer.

Der Gamay Vieilles Vignes der Salgescher Domaines Chevaliers von Patrick Z'Brun und seinem Önologen Christian Gfeller ist dafür ein herausragendes Beispiel. Gezogen in einer sechzigjährigen Rebparzelle, ausgebaut während zwölf Monaten in gebrauchtem Holz, ist dieses elegante, kirschfruchtige, würzige, etwas rauchige elegante Mittelgewicht eine *réussite*, die neben den besten Hervorbringungen des neuen Beaujolais locker bestehen kann.

Vor ein paar Jahren begegnete ich einer Fassprobe des (inzwischen ausverkauften) Jahrgangs 2016 und war hin und weg. Dem Gamay Vieilles Vignes aus dem sonnigeren Jahr 2018 fehlt eine Spur der knackigen Säure, die die faszinierende subtile Balance jenes Weins ausmachte. «Der 2018 erinnert mehr an schwarze, der 2016 mehr an rote Früchte», sagt Gfeller: Schwarzkirschen und Brombeeren, aber auch etwas Rauchnoten hinter der dominanten Frucht; sehr präzise, konzentriert, aber nie forciert. Sehr charmant. *La poésie du Gamay*.

Domaines Chevaliers: Gamay Vieilles Vignes 2018. 14%. Domaines Chevaliers, Salgesch. Fr. 28.–. www.chevaliers.ch



Salz & Pfeffer

Unter einem guten Stern

Von Andreas Honegger

Die «Auberge de la Croix Blanche» in Villarepos – ein Steinwurf von Avenches entfernt – ist ein einfach eingerichtetes ländliches Hotel und Restaurant. Aber das Ange-

bot überzeugt. Das stattliche Bauernhaus mit Scheune wirkt schon bei der Ankunft vertrauenserweckend. Der familiäre Empfang macht alles noch besser. Es gibt ein Bistro; wir haben uns für das Gourmetrestaurant entschieden. Auch hier ist das Interieur geschmackvoll-einfach, im Sommerhalbjahr lockt der Garten.

Obwohl das Haus vom «Michelin» mit einem Stern bedacht wurde, kocht Arno Abächerli nicht hyperkompliziert, aber einfach und gut, und seine Frau Christa sorgt dafür, dass im Service alles läuft. Der moderne, gutbestückte Weinkeller verfügt auch über eine Auswahl von Weinen aus der Region. Schon das Amuse-Bouche vermochte uns aus der Reserve zu locken: Würfelchen von Wintergemüse, Fleisch und Randen waren in ein Gelee eingeschlossen – für das ich sofort wieder in den Kanton Freiburg fahren würde. Ein Carpaccio von Jakobsmuscheln war hervorragend, ebenso schmeckte ein hausmarinierter Lostallo-Lachs mit etwas

Avocado und Kumquat vorzüglich. Beides war sehr schön präsentiert, aber da war nichts Unnötiges dabei, so dass sich der Geschmack des Lachses, der Zitrusfrucht und des knusprigen Brotes voll entfalten konnte.

Ein grosses Felchenfilet war ebenfalls gelungen: über etwas Reis und Spinat gelegt und auf Grenobler Art serviert, mit Zitrone, Kapern und Petersilie. – Es gibt fast keine Art, einen auf der Haut gebratenen Fisch besser zu servieren. Ein gebratener Kalbsfiletspitz – ähnlich wie ein Gulasch gemacht – brillierte durch die Zartheit des Fleisches und wegen der dazu servierten Gnocchi, die so prächtig waren, dass ich wohl einmal fragen werde, ob ich einen ganzen Teller davon bekommen könnte. Der Nachteil: Dann müsste ich auf den karamellisierten Apfel mit *crumble* und Vanilleglace verzichten.

Auberge de la Croix Blanche. Route de Donatyre 22, Villarepos. Tel. 026 675 30 75



Auto

«Hey, BMW!»

Der 8er Gran Coupé ist in jeder Hinsicht ein verständnisvolles Fahrzeug für die unbeschwerte Reise. *Von David Schnapp*

Für die elegante Autoreise, den Gran Turismo, gibt es seit kurzem eine interessante Möglichkeit: BMW hat seine neue 8er-Baureihe jetzt auf vier Türen gestreckt und liefert mit dem Gran Coupé einen guten Grund, um Distanzen bis zu – sagen wir – tausend Kilometer fahrend zurückzulegen. Ich sehe mich selbst die meiste Zeit als entspannten Langstreckenfahrer, der jede Möglichkeit, die einem moderne Technik bietet, nutzt.

Der 8er hat viel davon an Bord. Er reagiert auf blosses Zurufen. «Hey, BMW! Mir ist kalt», reicht schon, damit eine freundliche, fürsorgliche Frauenstimme übernimmt: «Oh, ich habe die Temperatur erhöht und die Sitzheizung eingeschaltet, bald sollte dir wärmer sein», sagt sie dann. Währenddessen habe ich die Limousine, die mit einem sicheren Gespür für die schönen grossen Linien gezeichnet ist, aus meinem Parkplatz gesteuert und spüre ein in Richtung Autobahn. Die sogenannte Aktivlenkung nimmt einem beim Manövrieren viel Arbeit ab, wie überhaupt alles an dem BMW

darauf ausgelegt zu sein scheint, dem Fahrer alle Mühen einer Autoreise zu ersparen – ein sportliches Langstreckenfahrzeug voller Verständnis.

Das reicht bis zu den seltenen Besuchen an der Tankstelle: Das Auto lässt sich problemlos mit 6,5 Liter Diesel auf 100 Kilometer fahren. Das ist für ein luxuriöses Reisegefährt ein fast schon spartanischer Wert.

Dabei kann der Wagen durchaus auch sportlich bewegt werden. Dann ändert sich das Lenkverhalten, wirkt aber auch technologie-typisch leicht künstlich. Weil auch die Hinterräder – je nach Geschwindigkeit – mit dem oder gegen den Einschlagswinkel der Vorderachse mitlenken, scheint die grosse Coupé-Limousine auch forsch angegangene Kurven fast tänzerisch leicht durchzufahren. Dazu kommt ein variabler Allradantrieb, der wahlweise die Sportlichkeit des Autos betont oder in den meisten Fällen vielmehr die Sicherheit erhöht und für eine ausgezeichnete Traktion besorgt ist.

Zur Leichtigkeit des Vorankommens tragen die perfekt abgestimmten Möglichkeiten des teilautonomen Fahrens viel bei. Das BMW-System hält souverän die Spur, bremst sanft ab, wenn der Wagen vor mir verlangsamt, und beschleunigt wieder, wenn möglich. Taucht ein Verkehrskreisel auf, verlangsamt sich das Auto rechtzeitig selbsttätig, ebenso wie vor engen Landstrassenkurven, aus denen es am Ende leichtfüssig wieder herausbeschleunigt.

Am Ende aber hat es der Fahrer natürlich in der Hand, zu entscheiden, wie weit er die Möglichkeiten der Technik nutzt oder das Steuer selbst in die Hand nimmt. Ich finde: Technik macht das Autofahren besser, sicherer und entspannter, aber die Kulturpessimisten am Steuer sind natürlich der Meinung, dass dies mit Autofahren, wie es einmal war, nicht mehr viel gemein habe. Da ich aber dermassen tiefenentspannt am Steuer des 8er Gran Coupé sitze, kann mich keine noch so umstrittene Fragestellung aus der Ruhe bringen.

BMW 840d xDrive Gran Coupé:

Motor/Antrieb: 6-Zylinder Twin-Turbo-Diesel/Reihe, Allrad; Leistung: 320 PS / 235 kW; Hubraum: 2993 ccm; max. Drehmoment: 680 Nm (bei 1750–2250 U/min); Verbrauch (EU-Zyklus): 6,3–5,9l / 100 km; Beschleunigung 0–100 km/h: 5,1 Sek.; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 124 400.–, Testwagen: Fr. 172 450.–



Tamaras Welt

Apokalypse

Derzeit stossen vor allem Artikel mit Coronavirus-Inhalten auf Leserinteresse. Für mich ein Grund, sich dem Druck zu beugen und ein paar Aspekte aufzuschreiben.

Die Panik sei grösser als die Gefahr, sagen sie. Das Coronavirus sei weitgehend ungefährlich, die meisten Menschen, die sich anstecken, kämen mit einem Schnupfen und Husten davon, sagen sie. Das stimmt wohl alles.

Nur, wenn sich bizarre Dinge ereignen, erwacht dennoch ein unbewusstes Kribbeln. Wenn man von Frauen liest, die mit ihrem Baby aufgelöst an der Supermarktkasse stehen, ohne Milchpulver, weil eine Person zuvor alles aufgekauft hat. Wenn aus Kliniken Masken und Desinfektionsmittel gestohlen werden. Wenn Kassiererinnen im Discounter plötzlich zur Autorität werden, weil sie Kunden auffordern, die auf dem Rollband ausgebreiteten zwanzig Pakete WC-Papier zurückzulegen: «Handelsübliche Mengen!» Wenn Menschen in gepflegter Hetze und in dieser Reihenfolge Desinfektionsmittel, Pasta und WC-Papier horten. Wenn Journalisten seit Tagen zwar mahnen, Ruhe zu bewahren, gleichzeitig aber erklären, dass wir auf einen ernststen Seuchenausbruch nicht genügend vorbereitet seien, ihre Frontseiten unaufhörlich mit Live-tickern zum Coronavirus füllen, mit Zahlen zu Infizierten und zu Toten, und so vielleicht unabsichtlich die Keimzelle für die gesellschaftliche Anspannung sind.

Man kann all dem selbstverständlich mit der gebührenden Gelassenheit begegnen. Nur, weil Leute derzeit panisch Regale leerkaufen, heisst das noch lange nicht, dass ich mich nicht daran beteilige. Und so habe ich also einen kleinen Vorrat an Nudeln und Reis und Dosenfood angeschafft, ganz so, als würden Bohnen aus Büchsen Krankheiten heilen. Im Ernstfall können zwei Personen in meinem Haushalt davon zwei Wochen überleben, und weil das ungefähr 351 Tage zu wenig sind – der Impf-

stoff kommt laut Virologen nicht vor 2021 auf den Markt –, regt sich in mir zum ersten Mal so etwas wie Neid auf diese Prepper. Dann habe ich noch Hygieneartikel gekauft, weil man zur Endzeit ja nicht als die dastehen möchte, die keine Seife mehr hat.

Des Weiteren meidet man neuerdings den Kauf von unverpackten Esswaren, die auf einer Theke herumliegen, Wurstweggen, Cremeschnitten oder frisch benieste Brötchen. Man realisiert plötzlich, wie oft man bedenkliche Dinge berührt, Türklinken, Einkaufswagen, Lichtschalter, oder sich an die juckende Nase fasst. Man erkennt, dass der übermässige Konsum der Hitserie «The Walking Dead» ungünstig war, weil die persönlichen Vorbereitungen jetzt eher für eine Zombie-Apokalypse als für eine Virusinfektion taugen. Ertappt sich beim Versuch der Rekonstruktion sämtlicher Kontakte der vergangenen drei Wochen oder bei aufkeimender Nervosität, wenn jemand im Tram hinter einem hustet. Ein entsprechender Spruch verbreitete sich auf Twitter: Niest eine Person in der Öffentlichkeit, hat das heute dieselbe Wirkung auf die unmittelbare Umgebung, wie wenn jemand «Allahu akbar!» schreit. Höchst amüsant.

Etwas Gutes hat die Situation, immerhin waschen sich die Leute jetzt endlich die Hände. Auch muss man nicht mehr ständig zeigen, wie wohlherzogen man ist. Hände schütteln, Bussi, Bussi; ohne schlechtes Gewissen kann man gesellschaftliche Konventionen über Bord werfen und stattdessen Unhöflichkeiten austauschen. Die Aufforderung der Behörden, grosse Menschenmengen und Veranstaltungen zu meiden, lenkt gut von der Tatsache ab, dass man keine Freunde hat, und letztlich führen einem solche Zustände ja immer auch existenzielle Grundgedanken vor Augen, etwa zur

Haltbarkeit von Salz und Dosenbohnen (zwei Jahre), während sie gleichzeitig die Entbehrlichkeit von exquisiter Milkschokolade mit caramelisierten Nussstückchen (drei Wochen) demonstrieren. Die Prioritäten werden also wieder ins Lot gerückt.

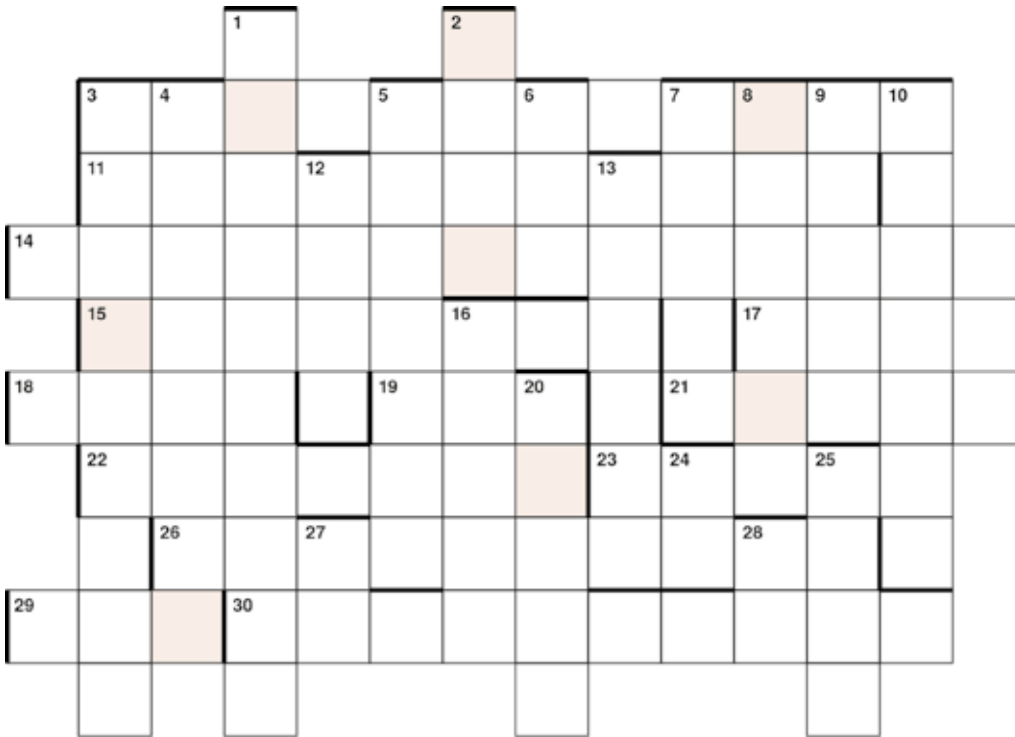
Wie bei jeder Veränderung pflegen Menschen auch mit dem Coronavirus ihren eigenen Umgang. In den USA sehen Leute davon ab, ein bestimmtes Bier zu trinken. Laut einer Umfrage würden 38 Prozent der Amerikaner wegen des Coronavirus kein Corona-Bier kaufen, unter keinen Umständen, schrieb CNN jüngst auf Twitter. Das halte ich für verständlich. Denn wenn man in der momentanen Situation etwas auf gar keinen Fall tun sollte, ist es Bier trinken, das aus Viren hergestellt wird.

Dann gibt es Panik-Tweets, in denen Hobby-Epidemiologen von der Sterblichkeitsrate des Coronavirus sprechen – «Zwei bis fünf Prozent. Zwei Prozent der US-Bevölkerung, macht 7 000 000 Tote» –, sie also die Mortalitätsrate im Land hochrechnen und dabei vergessen, zu erwähnen, dass dieses Szenario bedingt, dass sich jeder Einzelne der 327 Millionen Einwohner infiziert. Andere wiederum, wie Hazel Brugger, schreiben lustige Tweets: «Je mehr ich über kranke Menschen lese, desto mehr denke ich, dass ich auch krank bin. Aber wenn ich über sexy Leute lese, denke ich nie, dass ich auch sexy bin.»

Und dann ist da noch Jürgen Klopp, Trainer des FC Liverpool, mit der wohl coolsten Aussage. In einem Video von Omnisport.tv antwortete er auf die Frage eines Journalisten, was er zum Coronavirus meinte: «Es stört mich, als Trainer zu ernststen Themen befragt zu werden. Das kann ich nicht nachvollziehen, ich könnte genauso Sie fragen. Es ist völlig egal, was prominente Leute sagen.» Man sollte solche Auskünfte Experten überlassen. «Ich verstehe nichts davon – das gilt für Politik und Corona. Wieso fragen Sie mich? Ich trage eine Baseball-Cap und bin schlecht rasiert.»

Bleiben Sie gesund!

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

**Lösungswort** — Butter

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Macht mit Schlangen Kröten und mit Katzen Mäuse. 11 Eine Portion Kreativität mit einer Portion Portion. 14 Ein Job für Atlanten oder Handlanger. 15 Sie ist oder war irgendwann mit einem Adelman im Gespann – Nicht etwa ein Treuebonus für Stammfreier! 17 Lässt sich gemäss Leben heisst Leiden leider nicht vermeiden. 18 Kocht gelegentlich beim cholerischen Koch, auch wenn er gerade nicht kocht. 19 Hat, insbesondere cheia, eine besondere Wirkung auf brasilianische Lykanthropen. 21 Nicht nur wörtliche Freisitzgrundlage. 22 Keine Frage! Bekanntlich ist keine ebenfalls eine. 23 $y = 3x + 1$: Will man darauf achten, muss man manchmal schmachten. 26 An diesem Lokus steht Hokuspokus im Fokus. 29 Befördert menschliche Setter oft dahin, wo das Wetter better. 30 Beschreibt Neffarig, Essuarts und Neloihp.

Senkrecht — 1 Die Lösung ist, was die maximal angereicherte Lösung ist. 2 Darauf – steckt vielleicht im Geizknochen drin – arbeiteten früher Pfennigfuchser hin. 3 Der bescheidene Bruder des Hochstaplers, findet leicht als Schwerlastenträger eine feste Anstellung. 4 Leidenschaftlichkeit ausserhalb, während und mit der Paarungszeit. 5 Wie ein frisch geschlüpftes Kücken oder eine Schildkröte auf dem Rücken. 6 Das muss man einem ravenous Knaben garantiert nicht zweimal sagen. 7 Hält, wem die volle Figur im Spiegel missfällt. 8 Diese Warmblüter haben am grössten Anteil Anteil und werden am Zahn zum Korbblütler. 9 Begrenztes Adjektiv im Komparativ: Mit ling wird das Ding gerade zur Made. 10 Sind verlegbar oder ist vernehmbar. 12 Ist vor lich vor allem unangenehm, eigentlich an sich noch weitaus unangenehmer. 13 Die Schnepfe unter den weiblichen Varianten des mythischen Brückenzollbeamten. 16 Ländlich und teilweise gebirgig. 20 Titanischer, massiver Katalog. 24 Deren gäubs Wägeli bringt die Patienten normalerweise nicht nach Münsingen. 25 Zur Vorsitzenden im familiären Verband wird dieser religiöse Vorstand bloss im Kopfstand. 27 Folgt auf Di oder das dem Do folgenden Re. 28 Wohl heutzutage gerade noch angesagt für angesagt.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 657

Waagrecht — 6 WIDERSPRUCH: Barbier-Paradoxon 11 RE[TIRADE] 13 IRRIG 15 STEUERBERATER 16 TETANUS 19 Kaiserin/Königin SISSI 21 HENRI: franz. für Heinrich (Hinz) 22 (I)DEAL: engl. Geschäft/Handel 23 TATEN statt Worte! 24 DIRECTION: franz. Leitung/Direktion, Anagramm von «codiert in» 25 OS: Operating System, gedreht «so» 26 NR: kurz für Nummer 27 CORK: engl. Korken 28 Albert Anker war aus INS. 29 TRUG(schluss) 30 SIHL 31 MENGE 32 AMI: franz. Freund

Senkrecht — 1 MITTENDRIN 2 PERU: Heimat von Paddington Bär 3 APE: engl. Affe (King Kong) 4 BURRITOS: span. Eselchen 5 SHITSTORM 6 John Wayne und Clint Eastwood sind u.a. bekannt für WESTERN. 7 DIETRICH 8 RAENDER: ausser Rand und Band 9 RIESLING 10 WG: kurz für Wohngemeinschaft, tönt wie Wege. 12 (Ab/aus)DRUECKEN 14 RASANT 17 Die Gotthard-Südportale befinden sich in AIROLO. 18 SATIN 20 IE[SUIT]: engl. Anzug

Lösungswort — METAEBENE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



CITROËN C5 AIRCROSS SUV

**DAS SCHÖNSTE REISEZIEL:
ENTSPANNT ANKOMMEN.**

Verfügbar mit Grip Control-Technologie
Mit Citroën ADVANCED COMFORT FEDERUNG®
Bis zu 720 l Kofferraumvolumen
3 gleich breite Rücksitze
Bis zu 20 Fahrassistenzsysteme

AB
CHF 229.-
 PRO MONAT



INSPIRED
BY YOU

Angebot gültig für den Kauf zwischen dem 1.3.–31.3.2020. Angebote gültig für Privatkunden, nur bei den an der Aktion beteiligten Händlern. Empfohlener VP inkl. MwSt. Leasingbeispiel: Katalogpreis CHF 30'900.–, empfohlener Verkaufspreis nach Rabatt: CHF 27'900.–, CHF 6'975.– Sonderzahlung, Leasingrate CHF 229.– pro Monat inkl. MwSt., Rücknahmewert CHF 11'872.–, effektiver Jahreszins 1,96%, Leasingdauer 49 Monate, Kilometerleistung 10'000 km/Jahr. Angebot nur in Verbindung mit dem Abschluss einer GAP Versicherung. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Leasingkonditionen unter Vorbehalt der Akzeptanz durch PSA Finance Suisse SA, Schlieren. Der Abschluss eines Leasingvertrags ist unzulässig, sofern er zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Verbrauch gesamt 7,3 l/100 km; CO₂-Emission 164 g/km; Treibstoffverbrauchskategorie C. Abgebildetes Modell mit Optionen: CITROËN C5 Aircross BlueHDi 130 S&S EAT8 Shine, Katalogpreis CHF 41'950.–; Symbolfoto. Citroën behält sich das Recht vor, die technischen Daten, die Ausstattungen und die Preise ohne Vorankündigung zu ändern.

